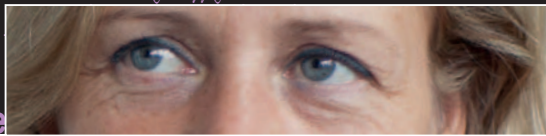
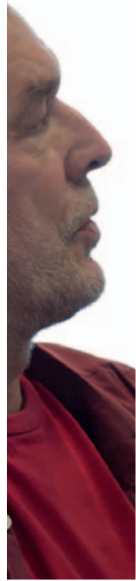


Kultur

ist es unheimlich produktiv für die beiden Hä... Konkurrenz zwischen Ludwig und Schmalenbach... Köln immer gegenseitig gesteigert...
„Trotz aller U... man sagen, dass Köln immer noch eine ganz wichtige Kunst-Stadt ist...
„Auf unser Haus bezogen würde ich sagen - was ich immer wi... nach wie vor zentral ist, was in unserem Namen verankert ist: Wir heißen...
das Ziel all unseren und auch meines Strebens ist es, diese Sammlung... zu schaffen und diese zu erweitern. Wir begründen unser gesamtes...
in, aus dieser Sammlung heraus.“ „Erzählungen schaffen, heißt a... Phase, in der man die grandiose Sammlung einfach liebt, fest...
intensiv genug ist.“ „Brauchen wir wirklich immer mehr Museen, oder...
Sie brauchen noch mehr - aber bleibt dann noch genügend G... um das zu finanzieren, worüber Sie gerade sprachen...
an das Publikum heranzubringen und so weiter?“ „Es wäre toll, wenn wir die Themen g...
.“ „Und insofern interessiert mich auch ein Museum viel st...
zt - das ist sozusagen meine Parole - und nicht nur mit Hochad...
ne, betritt.“ „Das heißt, mich interessiert die Perspektive der Besucherinnen und Be...
die der Experten.“ „Es muss nach außen hin deutlicher, greifbarer sichtbar werden, was in Rheinland passiert. Wenn...
ansatz zu kommen unglaublich viele Künstler, die wir...
... wir müssen etwas kreieren, das... was nicht künstl...
... gelebt wird, was sich aus einer... st - vielleicht du



Erster Kulturpolitischer Dialog Hülle statt Fülle?

Qualität und Profil in der Kunstlandschaft NRW



Lebensbildung

... Kunstreferenziellen Systems transportieren... „Wir müssen uns daran gewöhnen, ...
... endige Aufgabe erfüllen, die wir nicht auf diese großbürgerliche Attitüde des kunstreferenziellen System...
n.“ „Wir leben in der Region mit den meisten Opernhäusern der Welt.“ „Da ist...
... häude, das man nur mit Inhalten füllen müsste.“ „Da ich hauptberuflich Dirigent bin, habe ich einen Schwerpunkt...
... dem Orchester gelegt, dessen großes Potenzial stets gelobt wird.“ „Sie müssen allerdings S

Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen

Erster Kulturpolitischer Dialog – zur Situation der Künste in NRW
Düsseldorf, 16. Juli 2011

Hülle statt Fülle?

Qualität und Profil in der Kunstlandschaft NRW

mit

UTE SCHÄFER, Kulturministerin des Landes Nordrhein-Westfalen

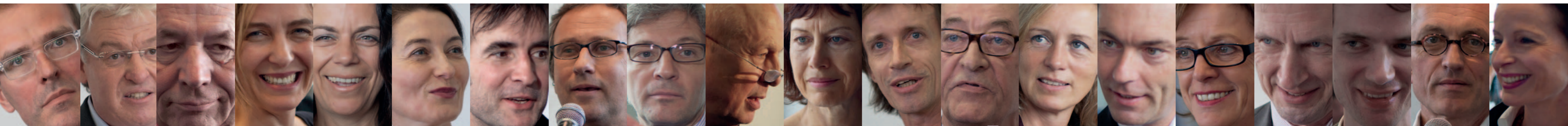
und den Diskutanten

DR. MARION ACKERMANN, Künstlerische Direktorin Kunstsammlung NRW
STEFAN HILTERHAUS, PACT Zollverein, Künstlerischer Leiter Tanzlandschaft Ruhr
PROF. KASPER KÖNIG, Direktor Museum Ludwig Köln
CHRISTIANE OXENFORT, Künstlerische Leiterin und Geschäftsführerin altstadtherbst kulturfestival Düsseldorf
PROF. STEFAN SOLTESZ, Intendant Aalto-Musiktheater, GMD Essener Philharmoniker
BENEDIKT STAMPA, Intendant und Geschäftsführer Konzerthaus Dortmund

Moderation

DR. CHRISTIANE HOFFMANS, Autorin, Kulturredakteurin
PROF. DR. OLIVER SCHEYTT, Geschäftsführer RUHR.2010 GmbH, Präsident der Kulturpolitischen Gesellschaft

„Europaweit haben wir sogar die größte Dichte an kulturellen Institutionen.“ „Kulturwirtschaftsbericht und der Kulturwirtschaftsförderung sind wir in Nordrhein-Westfalen Pioniere in Deutschland, aber auch in Europa.“ „Ich möchte den Dialog mit Kunst- und Kulturschaffenden suchen, und mit ihnen und dem Landtag gemeinsam die Politik für



Erster Kultur politischer Dialog

SUJET

- 3 Hülle statt Fülle?
Sechs Kulturköpfe diskutieren untereinander und mit Ministerin Ute Schäfer die Qualität der Kulturlandschaft in NRW – moderiert von Christiane Hoffmans und Oliver Scheytt
- 4 Erster Kulturpolitischer Dialog
Themen und Menschen in der Übersicht
- 6 Qualität und Profil in der Kunstlandschaft NRW
Fragestellung und Hinwendung zum Thema der ersten Dialogveranstaltung
- 8 Grußwort
Ministerin Ute Schäfer über die Kunst- und Kulturlandschaft Nordrhein-Westfalen

ERSTE DIALOGRUNDE

- 12 Oliver Scheytt
Jeder Politiker sollte heute so viel von Kunst verstehen wie über Fußball
Kasper König
Die bildende Kunst und die Musik haben eine unglaubliche Bedeutung in dieser Gegend
Marion Ackermann
Es gibt so viele spezialisierte Häuser, die ein starkes Profil haben
Christiane Hoffmans
Bei kleineren Häusern ist es ein Problem, ihr Profil nach außen zu kommunizieren

ZWEITE DIALOGRUNDE

- 26 Stefan Soltesz
Wir leben in der Region mit den meisten Opernhäusern der Welt
Stefan Hilterhaus
Man muss aufpassen, welche Sprache man spricht, die des Tourismus oder die des Marketings

DRITTE DIALOGRUNDE

- 34 Christiane Oxenfort
Wir wollten Menschen wieder zur Kultur führen und in die Innenstadt locken, die den Weg nicht mehr gefunden haben
Benedikt Stampa
Wer erwartet allen Ernstes in Dortmund ein Konzerthaus, das in der Weltspitze mitspielt?

PUBLIKUMSDISKUSSION

- 44 Rainer Bode
Müssen wir nicht daran arbeiten, die Qualität der bestehenden Einrichtungen zu verbessern?
Karl-Heinz Petzinka
Die jungen Leute von heute sind doch die Zukunft von morgen
Hans-Georg Lohe
Ich glaube, für Nordrhein-Westfalen ist es genauso wichtig wie für Düsseldorf, dass wir an unserem Profil arbeiten

- Bernd Fesel
Die Kulturszene muss sich den beiden Problematiken Migration und Demografie stellen
Michael Serrer
Wir müssen, wenn wir uns über Kulturpolitik in Nordrhein-Westfalen unterhalten, auch über die freie Szene sprechen

SCHLUSSWORT

- 56 Ute Schäfer
Die tatsächliche Kunst wird es sein, Dinge im kunst- und kulturpolitischen Bereich zu verbinden

FINAL

- 58 Dialog nach dem Dialog



Hülle statt Fülle?

Qualität und Profil in der Kunstlandschaft NRW

Nordrhein-Westfalen hat eine außerordentlich reichhaltige Kunst- und Kulturlandschaft. Europaweit weist dieses Land die größte Dichte an kulturellen Institutionen auf. Die Reihe „Kulturpolitischer Dialog – zur Situation der Künste in NRW“ der Ministerin für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen, Ute Schäfer, widmet sich der Frage, was das Land Nordrhein-Westfalen zur Stärkung der Künste unternehmen kann. Dabei geht es sowohl um die Außen- als auch die Innenwirkung. Der Dialog wird in dem Bewusstsein geführt, dass das Land ein wichtiger, beileibe aber nicht der einzige Akteur der Kulturförderung und der Kulturpolitik ist, da die wesentlichen Träger und Förderer von Kunst und Kultur an Rhein, Ruhr, Emscher, Wupper und Lippe die Kommunen sind. Doch das Land kann als Partner, Netzwerker, Kümmerer und Kommunikator intervenieren, reflektieren, Bewusstsein schaffen, Allianzen stiften und vor allem eines: Dialoge anregen und gestalten. Mit der Dialogreihe will die Ministerin die spezifische Rolle des Landes in einer kooperativen Kulturpolitik zur Förderung der Künste hinterfragen lassen und nach Antworten suchen.

Die erste Veranstaltung zum Thema „Hülle statt Fülle? Qualität und Profil in der Kunstlandschaft NRW“ konzentriert sich auf die Fragestellung, ob es in Anbetracht der kommunalen Haushaltsnot richtig ist, immer neue Kulturorte zu schaffen. Wie lässt sich die Vielfalt von Museen, Konzerthäusern und Theatern mit Inhalten füllen? Sollen überhaupt noch weitere Häuser eröffnet werden? Wie können die existierenden Häuser für die Künste optimal betrieben werden?

Ackermann, Herrn Hilterhaus, Herrn Prof. König, Frau Oxenfort, Herrn Prof. Soltesz und Herrn Stampa. *„Es geht auch darum, ein Bewusstsein für künstlerische Produktionsweisen zu erzeugen: Welche Produktionsbedingungen müssen geschaffen werden, um Innovationszonen zu ermöglichen, ohne dabei die traditionellen Künste zu vernachlässigen?“* **„Zunächst sprechen wir über die Museumslandschaft: Im Dialog werden immer zwei un-**



„Ich möchte den Dialog mit Kunst- und Kulturschaffenden“

Ich freue mich sehr, dass Sie heute hier sind. Ich darf Sie herzlich begrüßen, auch die Damen und Herren des Landtages, die zahlreich vertreten sind. Ich heiße Sie herzlich willkommen.

Als zuständige Ministerin für Kunst und Kultur liegt es mir sehr am Herzen, mit Ihnen in einen unmittelbaren Austausch zu treten, mit Künstlerinnen und Künstlern, Kulturschaffenden, Kulturmanagern und Kulturpolitikern – sozusagen mit allen Akteuren und Verantwortlichen der Künste in Nordrhein-Westfalen. Dies ist auch der entscheidende Grund für unsere Initiative zu diesem Dialog. Wir möchten heute gemeinsam mit Ihnen beginnen, jene kulturpolitischen Leitlinien zu diskutieren und auch weiter zu verfolgen, die auf die reale Situation der Künste eingehen. Dabei geht es uns um die gesamte künstlerische Wertschöpfungskette, von der Kunstproduktion über die Kunstvermittlung bis hin zur Kunstrezeption. Wir hier wissen alle, dass Nordrhein-Westfalen eine außerordentlich reich-

haltige Kunst- und Kulturlandschaft hat. Europaweit haben wir sogar die größte Dichte an kulturellen Institutionen. Der Grund für diese große Dichte und Vielfalt liegt unter anderem darin, dass Nordrhein-Westfalen ein Land der Städte ist. Unsere Kommunen und Städte sind die wesentlichen Träger und Förderer von Kunst und Kultur. Das Land hingegen ist nur im Ausnahmefall Träger von Kunst- und Kultureinrichtungen. Lassen Sie mich beispielhaft die Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, das Schauspielhaus in Düsseldorf, die Ruhrtriennale und Schloss Moyland nennen. Ein Hauptschwerpunkt unserer Arbeit liegt auf der Regionalförderung und auf der Entwicklung kooperativer Strukturen im Land. Wir freuen uns sehr darüber, dass das, was wir im Bereich der Literaturbüros, der regionalen Kulturförderung und der Büros für freie Kulturarbeit geschaffen haben, in vielen anderen Bundesländern durchaus als modellhaft wahrgenommen wird. Auch mit unserem Kulturwirtschaftsbericht und der Kulturwirtschaftsförderung sind wir in

Nordrhein-Westfalen Pioniere in Deutschland, aber auch in Europa. Und doch wird die Fülle der Angebote an Einrichtungen und Ereignissen, die bei uns eine große Exzellenz aufweisen kann, oft nicht hinreichend wahrgenommen. Dies war offensichtlich auch der Anlass dafür, dass die Vorgänger-Landesregierung und die Kunststiftung NRW gemeinsam ein Gutachten in Auftrag gegeben haben. Dieses Gutachten wurde seinerzeit von externen Expertinnen und Experten erarbeitet und enthielt zahlreiche Anregungen für die Weiterentwicklung der Künste in Nordrhein-Westfalen. Leider hat es nicht den gewünschten Erfolg gebracht, sondern vor allem eine heftige Debatte ausgelöst, wie wir sie schon kennen, nämlich zwischen dem Rheinland und Westfalen bzw. zwischen Westfalen und dem Rheinland. Bei allen guten Vorschlägen gab es immer wieder Reaktionen, die in einen Kampf um Ressourcen gemündet sind und die in vielerlei Hinsicht eher zu Enttäuschungen als zur Erfüllung von Erwartungen geführt haben. Das müs-

sen wir zur Kenntnis nehmen und daraus unsere Konsequenzen ziehen.

Ich habe mich deshalb für einen anderen Weg der Politikentwicklung entschieden: Ich möchte den Dialog mit Kunst- und Kulturschaffenden suchen und mit ihnen und dem Landtag gemeinsam die Politik für unser Land fortentwickeln. Denn Sie alle, die heute hier sind, sind die Expertinnen und Experten. Sie wissen selbst am besten, was zu tun ist und welche Ansätze sinnvoll sind. Ich kann Ihnen allerdings nicht versprechen, dass ich all das, was Sie im Laufe des Dialogs an Anregungen geben werden, auch eins zu eins umsetzen kann. Vermutlich erwarten Sie das auch nicht von mir; dennoch möchte ich deutlich machen, dass ich auf diesen qualifizierten Dialog setze und neue Denkanstöße und Arbeitsansätze erhoffe. Denn wir haben schon einmal in einer anderen, durchaus kritischen Situation einen Dialog mit den Theatern und den Kommunen, die diese tragen, eingerichtet. Auch wenn wir

nicht alle Probleme in gewünschter Weise lösen konnten, hat die Einrichtung des Dialogs sehr positive Reaktionen ausgelöst. Der letzte Dialog fand hinter verschlossenen Türen statt; der heutige hingegen soll öffentlich geführt werden. Er dient dem fachkundigen Austausch und soll kontinuierlich fortgeführt werden. Ich möchte öffentlich fragen, was für die Stärkung der Künste in Nordrhein-Westfalen aus Sicht der Kulturschaffenden zu tun ist, sodass die Künste nach außen, aber auch nach innen, ihre Wirkung noch kraftvoller entfalten können. Sie wissen alle, dass wir in Nordrhein-Westfalen keine Staatskultur haben. Wir wollen sie auch nicht, und wir werden sie auch in Zukunft nicht bekommen. Umso wichtiger ist es, in Netzwerken zu denken und in eine unmittelbare Kommunikation mit den Kulturschaffenden einzusteigen, um gemeinsame Vorstellungen zu reflektieren. Vor allen Dingen möchte ich im Rahmen meiner Tätigkeit Bewusstsein für diesen neuen Arbeitsansatz schaffen, möchte Allianzen stiften, Dialoge



serer Teilnehmer stehen; zu diesem Thema namentlich Frau Ackermann und Herr König.“ „... permanent zu bemitleiden, oder aber uns selbst Mut zu machen, indem wir das falsch darstellen.“ „Nach dem Krieg hingegen hatten wir eine unprofilierte Situation. Wir haben hier kein Leitmedium, nur RTL und WDR, und das ist auch alles institu-

„Europaweit haben wir die größte Dichte an kulturellen Institutionen“

anregen und dementsprechend die landespolitische Arbeit gestalten. Der heutige Auftakt der Dialogreihe ist dem Verhältnis zwischen Hülle und Fülle gewidmet. Es geht darum, ob wir richtig handeln, wenn wir immer neue Kulturorte schaffen – neue Museen, neue Konzerthäuser, neue industriekulturelle Orte – angesichts der Tatsache, dass wir für einen optimalen Betrieb dieser Orte oft nicht die hinreichenden Mittel zur Verfügung haben. Bis auf wenige Ausnahmen befinden sich unsere Kommunen in Nordrhein-Westfalen in einer äußerst kritischen finanziellen Situation. Wie sollen sie diese

Hülle noch mit Inhalt füllen, wenn sie finanziell längst nicht mehr aus den Vollen schöpfen können? Wir haben heute sechs Dialogpartner und -partnerinnen eingeladen, die ich an dieser Stelle herzlich begrüßen möchte: Frau Dr. Ackermann, Herrn Hilterhaus, Herrn Prof. König, Frau Oxenfort, Herrn Prof. Soltész und Herrn Stampa. Es ist schön, dass Sie heute an diesem Dialog teilnehmen. Die Moderation übernehmen Frau Dr. Hoffmanns und Herr Prof. Dr. Scheytt, die ich auch herzlich begrüße und die Sie in eine interessante Debatte über die Qualität und das Profil unserer Kulturlandschaft Nordrhein-Westfalen führen werden. Ein wichtiger Punkt ist hierbei das Bewusstsein über künstlerische Markenzeichen in und für Nordrhein-Westfalen. Alle, die wir heute auf dem Podium sehen und hören werden, vertreten solche Markenzeichen. Vertreten sind die Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, das Museum Ludwig, PACT Zollverein, das Aalto-Theater, das Konzerthaus Dortmund und das altstadtherbst kulturfestival Düsseldorf. Sie zählen zu den führenden Institutionen über die Grenzen Nordrhein-Westfa-

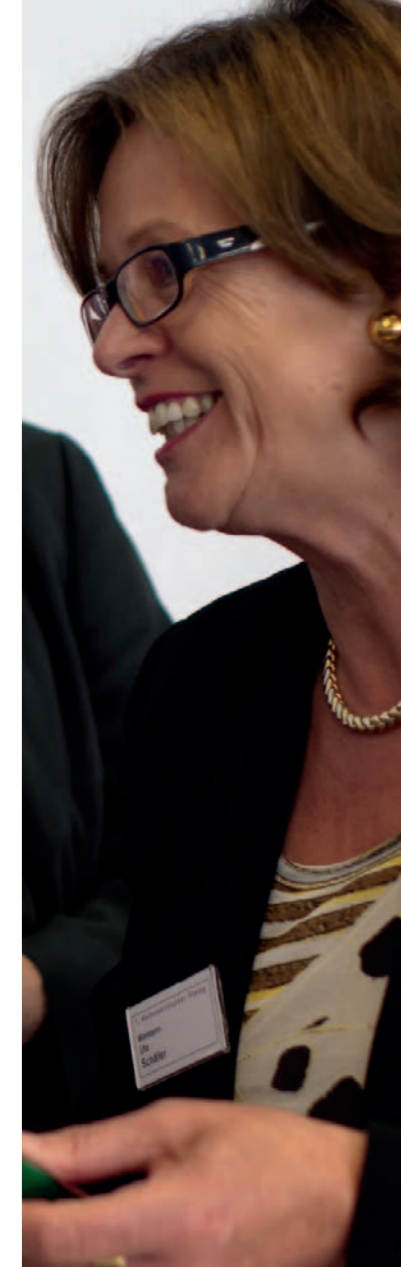
lens hinaus und stehen exemplarisch für zahlreiche weitere künstlerische Einrichtungen und Künstlerpersönlichkeiten des Landes, denen ich an dieser Stelle auch meinen allergrößten Respekt für ihre Arbeit aussprechen möchte. Wir haben in der jetzt zu Ende gehenden Theatersaison wieder Herausragendes in Nordrhein-Westfalen erleben dürfen. Wir haben die Kulturhauptstadt Europas 2010 beendet beziehungsweise führen sie nun in die Nachhaltigkeit. Die Kulturhauptstadt RUHR.2010 hat es geschafft, nicht nur die Metropole Ruhr, sondern unser ganzes Bundesland europaweit bekannt zu machen: Das Weltkulturerbe Zollverein hatte im Jahr 2010 2,2 Millionen Besucher, und unsere Ausstellungen und Festivals im gesamten Land verzeichnen ebenfalls sehr hohe Besucherzahlen. Trotzdem sollten wir uns nicht nur von Zahlen beeindruckt lassen. Es geht auch darum, ein Bewusstsein für künstlerische Produktionsweisen zu erzeugen: Welche Produktionsbedingungen müssen geschaffen werden, um Innovationen zu ermöglichen, ohne dabei die traditionellen Künste zu vernachlässigen? Wir erleben seit

einiger Zeit, dass sich die Künste in vielfacher Hinsicht verändern, denn sie lösen sich durch die Virtualisierung von ihrer traditionellen materiellen Basis. Sie lösen sich von der Trennung in Kunstobjekt und in Gebrauchsgegenstand sowie von dem Verständnis des fertigen Kunstproduktes durch „work in progress“. Lassen Sie uns immer wieder danach fragen, wie wir unser Publikum erreichen – und zwar unabhängig von Alter, kulturellem und religiösem Hintergrund. Diesbezüglich können wir uns in Nordrhein-Westfalen noch deutlich verbessern, denn es muss uns allen letztendlich darum gehen, möglichst vielen Menschen – von klein auf – die Teilhabe an Kunst und Kultur zu ermöglichen und auch das Verständnis dafür zu wecken.

Ich bin nun gespannt auf unsere Dialogpartner und möchte Sie ermuntern, sich nach der Diskussion auch mit eigenen Beiträgen in den Dialog einzubringen. Anschließend haben wir die Möglichkeit zum Austausch im kleineren Kreis.

Vor der Diskussion möchte ich noch einmal deutlich machen, dass dieses der Beginn einer Reihe sein soll, und lade Sie somit bereits für den nächsten Kulturpolitischen Dialog ein.

Mit Blick auf den Rhein erinnern wir uns nun zum Einstieg in die Diskussion an eine große Weisheit, die da lautet: „Man steigt nie zweimal in denselben Fluss.“ Diese Weisheit von vor weit über 2000 Jahren ist heute mehr denn je gültig. Im Zuge der Dynamik unserer Gesellschaft und der künstlerischen Entwicklungen ist es unerlässlich, sich in den Fluss der kulturpolitischen Diskussion und auch der Entwicklungen hineinzubegeben. Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit und freue mich über Ihr zahlreiches Erscheinen. Seien wir nun gespannt auf eine anregende Diskussion. Herzlichen Dank.



tionell. Wir haben keine FAZ, wir haben keine Süddeutsche Zeitung, wir haben keine Darstellung nach außen. Die Leute wissen doch gar nicht, wo Düsseldorf liegt.“
„Es war also eine geschichtssorientierte Sache: Schmalenbach und Ludwig waren Erzfeinde. Schmalenbach ist es hoch zu danken, dass er die Kulturstiftung von Ludwig verhindert hat. Ludwig war hypochondrisch, ein großartiger, exzentrischer Mensch, aber auch ein



Prof. Dr. Oliver Scheytt

Geschäftsführer RUHR.2010 GmbH, Präsident der Kulturpolitischen Gesellschaft

Diese Dialogrunde widmet sich zunächst dem Profil der beiden durch die Direktoren vertretenen herausragenden Häuser, die internationalen Rang haben. Dabei geht es nicht nur um die Tradition und den Zusammenhang der Entstehung dieser Museen, sondern auch um das derzeitige und künftige Profil. Die Konkurrenz wird ebenso herausgearbeitet wie das Profil, das die Kunstmuseen im und für das Land Nordrhein-Westfalen haben. Es werden auch die Herausforderungen aufgezeigt, die in einer ständigen Anpassung und Überarbeitung der Sammlungen liegen, um diese zeitgemäß zu halten. Es wird deutlich, dass eine stärkere Kooperation der Museen durchaus gewünscht ist, um Kräfte zu bündeln. Doch letztlich sehen beide Dialogpartner die Hauptaufgabe darin, auf die Besucher einzugehen, diese in die Arbeit einzubinden und das Museum als „Ort für die Bürger“ zu verstehen. Die Angebotsdichte in Nordrhein-Westfalen führt offensichtlich dazu, dass die Neugierde für das, was in den Nachbarstädten passiert, verloren gehen kann. Um diese Neugierde immer wieder neu zu entfachen, bedarf es einer intensiven Vermittlungsarbeit, die vielleicht wichtiger ist als die Errichtung neuer Häuser für die Kunst.

Erste Dialogrunde

Prof. Kasper König

Direktor Museum Ludwig



SCHEYTT: Vor der Vorstellung der Teilnehmer durch Frau Dr. Hoffmans möchte ich etwas zu den Diskussionsregeln sagen, aber natürlich auch zum Inhalt. Hülle oder Fülle, Inhalt oder Gebäude, darum geht es heute. Die setzen wir auch in Bezug zum Kulturpublikum, das wir alle erreichen wollen. Heute geht es vor allem um die Strahlkraft der Einrichtungen, die in Nordrhein-Westfalen in der Kunstszene zu finden sind, um deren Markenzeichen und Profil. Wir wollen auch danach fragen, ob und wie Vielfalt und Reichtum der Kulturlandschaft NRW in Bayern, Baden-Württemberg oder Paris und London wahrgenommen werden. Die heutigen Dialogteilnehmer haben alle internationale Erfahrungen und können berichten, was das

für ihre Arbeit bedeutet. Zunächst sprechen wir über die Museumslandschaft: Im Dialog werden immer zwei unserer Teilnehmer stehen; zu diesem Thema namentlich Frau Ackermann und Herr König. Wir haben 20 Minuten Zeit, um mit den beiden über die Museumslandschaft und die Kunstszene Nordrhein-Westfalens zu diskutieren. Zum Thema Theater und Tanz stehen Herr Soltesz und Herr Hilterhaus für den Dialog bereit. Abschließend diskutieren wir den Themenbereich Konzerthaus und Festival. Es wird also drei spannende Diskussionen geben. Frau Hoffmans und ich übernehmen hierbei die Moderation. Wir möchten jedem Diskutanten Gelegenheit geben, länger zu sprechen, als sonst bei einer Podiumsdiskussion üblich. Zum Abschluss kommen alle sechs Dialogpartner zusammen, und Sie alle haben Gelegenheit, Ihre Fragen zu stellen und in einen gemeinsamen Dialog zwischen Publikum und Podium zu treten. Denn das genau ist das Anliegen von Ministerin Schäfer, den Dialog zu pflegen und einander zuzuhören und von Ihnen allen Anregungen in die kulturpolitische Debatte des Landes Nordrhein-Westfalen mitzunehmen.

HOFFMANS: Ich darf Frau Ackermann und Herrn König auf unser Podium bitten. Frau Ackermann ist die künstlerische Direktorin der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, mit den drei Häusern K20, K21 und dem jüngst erworbenen Schmela-Haus, Galerie-

kussion üblich. Zum Abschluss kommen alle sechs Dialogpartner zusammen, und Sie alle haben Gelegenheit, Ihre Fragen zu stellen und in einen gemeinsamen Dialog zwischen Publikum und Podium zu treten. Denn das genau ist das Anliegen von Ministerin Schäfer, den Dialog zu pflegen und einander zuzuhören und von Ihnen allen Anregungen in die kulturpolitische Debatte des Landes Nordrhein-Westfalen mitzunehmen.

Wahnsinniger. Er wollte quasi eine Nationalstiftung gründen. Das hätte mehr oder weniger klappen können. Dies wäre aber vollkommen unproportional im Verhältnis zur Geschichte gewesen. Mir geht es aber eigentlich mehr um die Geschichte.“ „... ist es unheimlich produktiv für die beiden Häuser gewesen, dass sich die beiden Sammlungen durch die wahnsinnige Konkurrenz zwischen Ludwig und Schmalenbach und die von außen nicht so ganz verständliche Animosität zwischen

Dr. Marion Ackermann

Künstlerische Direktorin
Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen

gebäude des legendären Galeristen Alfred Schmela. Die Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen ist die größte Landesinstitution. Daneben gibt es noch zwei weitere Kunstinstitute: Schloss Moyland, wie von Ministerin Schäfer bereits erwähnt, und die Landessammlung „Kunst aus Nordrhein-Westfalen“ in Kornelimünster. Marion Ackermann war vor ihrer Berufung zur Kunstsammlung NRW die Direktorin des Kunstmuseums in Stuttgart.

Kasper König ist Leiter des Kölner Museums Ludwig, das mit seiner sehr bekannten Sammlung zur Pop Art, russischen Avantgarde und jetzt auch der großen Picasso-Sammlung zu einem der großen europäischen Museen gehört. Er leitet das Haus seit elf Jahren und ist eine der international renommiertesten Museumspersönlichkeiten unseres Landes. Er hat zusammen mit Klaus Bußmann die renommierte „skulptur projekte münster“ initiiert und weitsichtige Ausstellungen wie „Von hier aus – Zwei Monate neue deutsche Kunst in Düsseldorf“ oder auch „Westkunst“ kuratiert.

Beginnen wir mit der ersten Frage: Herr König, welches Profil haben die Kunstmuseen in Nordrhein-Westfalen und was trägt Ihr Haus zu diesem Profil bzw. zur Profilierung des Landes bei – und was entsprechend das Haus der Kollegin Ackermann, die Kunstsammlung NRW?

KÖNIG: Man muss wissen, dass die großen Museen in Deutschland höfischen Ursprungs sind. Sie haben ihren Ursprung in Berlin, Preußen, durch die Wittelsbacher in München, Dresden, und sogar Wien. Aber auch in Düsseldorf hat es eine bedeutende Sammlung gegeben. Große Teile davon sind nach München gegangen, die Zeichnungen aber sind hiergeblieben. Das Ganze muss also historisch betrachtet werden.

Als Münsterländer bin ich Ihnen sehr dankbar, dass Sie die „skulptur projekte münster“ erwähnt haben. Alle 10 Jahre lenken Sie den Blick der Kulturwelt auf Westfalen. Dies ist vor allem Klaus Bußmanns Verdienst. Die Ausstellung aber entwickelte sich ganz langsam. Es ging hierbei grundsätzlich um

die eine Frage: Was ist notwendig? Es ging um eine Stadt, die aufgrund psychologischer Kriegsführung zerstört wurde. Diese Stadt war immer und ist weiterhin konservativ. Deshalb ging es bei dem Projekt darum, konkrete Antipathien gegenüber der Modernen zu überwinden. Dieser Ansatz ging von der Universität aus. Bußmann hat in diesem Zusammenhang gesagt: „Es ist notwendig, über die Geschichte der modernen Skulptur zu informieren.“ Eine solche Information muss aber sehr konkret und in Bezug auf einen spezifischen Ort stattfinden. Dieser Ansatz der Aufklärungsarbeit wurde auch andernorts übernommen. Es wurde hauptsächlich mit der Vergangenheit, auch mit dem Trauma der Vergangenheit gearbeitet. Dies geschah aber immer mit Blick auf die Zukunft.

Dieselbe Basis ist in der erstaunlichen Gründung des Museum Ludwig festzumachen. Ein Beispiel hierfür ist die Sammlung von Klee. Dieser ist 1933 von den Nazis fristlos von seiner Professur an der Düsseldorfer Akademie entlassen worden; die Ausstellung

seiner Werke kann somit als Akt der Wiedergutmachung verstanden werden.

Es gab unglaublich viele interessante Momente, wie man in den 60er-Jahren versucht hat, sich wieder an einen Geist anzunähern, der während des Kriegs verloren gegangen war.

Der erste Träger des Großen Kunstpreises des Landes Nordrhein-Westfalen war Fritz Winter, einer der großen abstrakten Nachkriegsmaler Deutschlands. Der ehemalige Grubenelektriker, der sich am Bauhaus weiterbildete, wurde in der Akademie von Ministerpräsident Karl Arnold geehrt. Die Preisverleihung war zu Zeiten der Fußballweltmeisterschaft in Bern. Ministerpräsident Arnold sagte in seiner Laudatio: „Ich habe die große Ehre, diesen ersten Staatspreis an Fritz Walter zu verleihen.“ Alles dachte in jenen Tagen an Fritz Walter und nicht an Fritz Winter.

Dies macht die Region, in der wir leben, sympathisch; die Region, die sich selber immer unter- oder überschätzt. Weder das Museum Ludwig noch die Kunstsammlung in Düsseldorf

haben ein Profil wie die Tate Gallery of Modern Art in London oder wie das Musée national d'art moderne im Centre Pompidou in Paris oder das Museum of Modern Art in New York. In unseren Museen gibt es eine vollkommen andere Struktur.

Ich glaube, dass wir uns davor hüten müssen, uns permanent zu bemitleiden, oder aber uns selbst Mut zu machen, indem wir das falsch darstellen. Die Angeberei ist furchtbar, und sie ist auch unproduktiv.

SCHEYTT: Aber wie sollte man es denn sonst machen?

KÖNIG: Ich werde darauf nur kurz antworten. Die ehemalige Kölner Kulturdezernentin Marie Hüllenkremer schlug vor, ich solle nach Köln kommen, wegen meiner Verbundenheit zu Köln und meines aktiven Einmischens in verschiedene Dinge, aber auch bedingt durch die „Westkunst“. Keine Wittelsbacher und keine Bayern hatten etwas damit zu tun. Denn es ging darum, was wir hier in der Gegend haben. In den 20er-Jah-

Düsseldorf und Köln immer gegenseitig gesteigert und dadurch auch ihr Profil markiert haben. *„Dieses Absprechen voneinander war also durchaus fruchtbar.“* „Trotz aller Unkenrufe muss man sagen, dass Köln immer noch eine ganz wichtige Kunst-Stadt ist, auch international gesehen.“ „Auf unser Haus bezogen würde ich sagen - was ich immer wieder betone, dass das nach



ren waren wir friedliebend; wir hatten hier Montanindustrie. Nach dem Krieg hingegen hatten wir eine unprofilierte Situation. Wir haben hier kein Leitmedium, nur RTL und WDR, und das ist auch alles institutionell. Wir haben keine FAZ, wir haben keine Süddeutsche Zeitung, wir haben keine Darstellung nach außen. Die Leute wissen doch gar nicht, wo Düsseldorf liegt.

SCHEYTT: Aber kann das durch Kulturpolitik ersetzt werden? Oder was muss geschehen?

KÖNIG: Nein. Die Amnesie ist ungeheuer groß. Dort wo ich aufgewachsen bin, war Leverkusen für mich maßgeblich. Da war Udo Kultermann, der weggegangen ist, weil er frustriert war, dass er permanent im Kulturausschuss den Leuten erklären musste, warum was wichtig war. Außerdem gab es in Krefeld Paul Wember, danach kam Cladders in Mönchengladbach und so weiter. Immer wieder gibt es Anknüpfungspunkte, wo diese dezentralen Häuser eine enorme internationale Bedeutung hatten; wo zum ersten Mal etwas artikuliert wurde. Und das hat mit un-

serer Geschichte zu tun. Das waren Leute, die sich nicht nur mit Auschwitz beschäftigten, sondern auch nach vorne gucken wollten, ohne das andere zu verdrängen. Deswegen hat die bildende Kunst und die Musik eine unglaubliche Bedeutung in dieser Gegend – auch in Belgien, Norditalien und Holland, aber besonders stark hier in diesem Ballungsgebiet.

HOFFMANS: Drücken Sie sich jetzt nicht ein bisschen um die Einordnung, Herr König?

KÖNIG: Die Einordnung sieht man zum Beispiel in Essen. Ein grandioses Haus – wunderbar –, und dennoch muss man aufpassen, dass man es nicht zum Fetisch macht. Als ich nach Köln kam, war die erste Entscheidung: Das Wallraf-Richartz-Museum zieht aus. Die heiligen Hallen, die die Sammlung des 14., 15. Jahrhunderts, also der Kölner Malerschule, beherbergt hatten, machten Platz für die Sammlung, die direkt nach dem Krieg in der zerstörten Universität ausgestellt wurde: Haubrich, Expressionismus, deutsche Sachlichkeit und so weiter, um

„Dieses Abstoßen voneinander war also durchaus fruchtbar“

hiermit auch den Mythos des übergroßen Namens Ludwig zu relativieren. Es war also eine geschichtsorientierte Sache: Schmalenbach und Ludwig waren Erzfeinde. Schmalenbach ist es hoch zu danken, dass er die Kulturstiftung von Ludwig verhindert hat. Ludwig war hypotroph, ein großartiger, exzentrischer Mäzen, aber auch ein Wahnsinniger. Er wollte quasi eine Nationalstiftung gründen. Das hätte mehr oder weniger klappen können. Dies wäre aber vollkommen unproportional im Verhältnis zur Geschichte gewesen. Mir geht es aber eigentlich mehr um die Geschichte.

SCHEYTT: Wenn ich das so zusammenfassen darf – ich mache jetzt die Parallele zum Fußball, Fritz Walter/Fritz Winter: Man sollte Politikern beibringen, so viel über Kunst bzw. von Kunst zu verstehen wie von Fußball. Jeder weiß momentan, dass Dortmund und Schalke deutscher Meister und Pokalsieger sind, aber was das Aalto-Theater oder K20 leisten, das weiß nicht jeder Politiker.

KÖNIG: Ich finde das sympathisch. Das ist

keine Arroganz. Man muss nicht wissen, wer Fritz Winter ist, wenn man keine Beziehung dazu hat.

HOFFMANS: Aber muss man nicht wissen, was die Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen ist, Frau Ackermann? Ordnen Sie doch bitte Ihre beiden Häuser ein.

ACKERMANN: Wie Herr König eben sagte, ist es unheimlich produktiv für die beiden Häuser gewesen, dass sich die beiden Sammlungen durch die wahnsinnige Konkurrenz zwischen Ludwig und Schmalen-

bach und die von außen nicht so ganz verständliche Animosität zwischen Düsseldorf und Köln immer gegenseitig gesteigert und dadurch auch ihr Profil markiert haben. Wir haben in unserem Hause viel weniger Pop Art, weil das die Stärke des Museum Ludwig ist. Es gab auch viele Künstler, die bei uns geradezu gemieden wurden, weil es immer hieß, jedenfalls in den letzten 10 Jahren: „Das ist ein Kasper-König-Künstler.“ Das ist zum Beispiel der Grund, warum wir Hans-Peter Feldmann nicht in der Sammlung haben. Dieses Abstoßen voneinander war also durchaus fruchtbar. Wenn ich über Ihr Haus



wie vor zentral ist, was in unserem Namen verankert ist: Wir heißen einfach Kunstsammlung. Und das Ziel all unseren und auch meines Strebens ist es, diese Sammlung zu pflegen, neue Erzählungen zu schaffen und diese zu erweitern. Wir begründen unser gesamtes Programm, alles was wir tun, aus dieser Sammlung heraus. „Erzählungen



spreche, lieber Kollege, würde ich sagen, dass die Marke Kasper König alles überstrahlt. Das ist vielleicht gleichermaßen positiv wie negativ. Das ist auch das, was uns ein bisschen mit Sorge für die Zukunft erfüllt: Wie wird es weitergehen? Wird man auf jemand Jungen setzen, der sich mit weniger Stellen, Gehalt und so weiter bescheidet? Oder gelingt es doch, diese wahnsinnige Strahlkraft, die Sie dem Museum Ludwig endlich gegeben haben, weiter fortzutragen? Denn früher war es ja schwierig in diesem Hause: Der Direktorenposten galt als Schleudersitz, und es waren immer nur kurze Amtszeiten. Genial natürlich der Standort am Bahnhof. Trotz aller Unkenrufe muss man sagen, dass Köln immer noch eine ganz wichtige Kunst-Stadt ist, auch international gesehen.

Eine tolle Leistung von Ihnen ist, dass Sie in den letzten Jahren aus dem Museum Ludwig tatsächlich ein Museum gemacht haben. Man konnte beobachten, wie sich in Ihrem Haus auch der Kunstbegriff erweitert hat, wie sich gerade der Bereich Film mit

diesem so spektakulären Ambiente auf dem Dach in der Filmbar entfaltet hat und wie Literatur und Musik in das Haus eingezogen sind. Sie setzen auf Vielfalt und machen so im Grunde das, was ein großes Museum, das immer an ein ganz breites Publikum denken muss, leisten sollte. Wir können uns da keine Spezialisierung erlauben. Sie setzen beispielsweise in der grafischen Sammlung auch einen Schwerpunkt im Bereich der Fotografie. Das finde ich ganz toll. Auf unser Haus bezogen würde ich sagen – was ich immer wieder betone, dass das nach wie vor zentral ist, was in unserem Namen verankert ist: Wir heißen einfach Kunstsammlung. Und das Ziel all unseren und auch meines Strebens ist es, diese Sammlung zu pflegen, neue Erzählungen zu schaffen und diese zu erweitern. Wir begründen unser gesamtes Programm, alles was wir tun, aus dieser Sammlung heraus. Aber natürlich nicht nur aus der, die schon da ist, sondern auch aus den Strukturen, die wir weitertreiben wollen. Ich gebe ein paar Beispiele, damit das nicht so abstrakt ist: Neue Erzählungen schaffen heißt auch, dass man nach

„Brauchen wir wirklich immer mehr Museen?“

einer Phase, in der man die grandiose Sammlung einfach liebt, feststellen muss, was noch nicht intensiv genug ist. Zum Beispiel ist bei uns die Nahtstelle zwischen amerikanischer und europäischer Moderne überhaupt nicht gut definiert. Da trifft plötzlich Beuys auf Pollock. Wo ist Ad Reinhardt oder Bruce Nauman? Wir haben keinen Bruce Nauman in der Sammlung. Und als Frau ist es immer unangenehm, wenn man sagen muss: Wir haben wirklich eklatant wenig Künstlerinnen. Mit ein paar Ausnahmen. Schmalenbach hat ja ein wunderbares Werk von Lee Bontecou gekauft, das als Hauptwerk von ihr gilt. Der Anteil an ausgestellten Künstlerinnen liegt bei uns leider

unter neun Prozent. Das wird ein zweites Thema sein: Wie können wir es nachholen, etwa Rosemarie Trockel aufzunehmen, die nun eine Professur in Düsseldorf hat und in Köln lebt und überhaupt nicht in der Sammlung vertreten ist?

SCHEYTT: Sie sprechen jetzt von den Inhalten, von Ihrer Sammlung und von der Kunstsammlung, Sie haben beide wunderbare Häuser, auch Erweiterungen. Wir erleben heute in Deutschland, dass immer mehr Häuser gebaut werden. Brauchen wir wirklich immer mehr Museen, oder reicht es nicht langsam?

ACKERMANN: Diese Frage soll ich beantworten?

SCHEYTT: Wahrscheinlich sagen Sie: Wir brauchen noch mehr – aber bleibt dann noch genügend Geld, um das zu finanzieren, worüber Sie gerade sprachen: die Sammlung zu pflegen, zu vermitteln, an das Publikum heranzubringen und so weiter?

HOFFMANS: Oder ist es nicht sogar so, dass Sie überlegen sollten, stärker zusammenzuarbeiten?

ACKERMANN: Das sollten wir ganz sicher. Dieser Teil der Frage ist leichter zu beantworten. Denn, was ich bisher gesagt habe, hat mir keine Zeit gelassen, über die vielen anderen tollen Häuser im Land zu sprechen. Wir haben hier im Lande unglaublich viele, auch spezialisierte, tolle Museen. Ich nenne jetzt einfach ein paar Beispiele. Es sind heute auch viele Kollegen hier im Raum: Eva Schmidt macht eine wunderbare Arbeit in Siegen, auch Heinz Liesbrock hat im Josef Albers Museum Quadrat Bottrop eine tolle



schaffen, heißt auch, dass man nach einer Phase, in der man die grandiose Sammlung einfach liebt, feststellen muss, was noch nicht intensiv genug ist.“
 „Brauchen wir wirklich immer mehr Museen, oder reicht es nicht langsam?“ *|| Wir brauchen noch mehr – aber bleibt dann noch genügend Geld, um das zu finanzieren, worüber Sie gerade sprachen: die Sammlung zu pflegen, zu vermitteln, an das Publikum*

„Wir müssen etwas kreieren, das mit Fantasie gemacht ist“

Ad-Reinhardt-Ausstellung zusammengestellt. Denken Sie an Unna mit der Lichtkunst. Es gibt so viele spezialisierte Häuser, die ein starkes Profil haben. Dann haben wir Museen, die größer angelegt sind, zum Beispiel die beiden großen Häuser in Bonn. Dazu zählt inzwischen auch das Museum Folkwang. Diese Häuser haben vielleicht – mehr als die anderen – die Möglichkeit, die

Intensivierung und Vernetzung im Lande von sich aus mit voranzutreiben. Und das ist etwas, wonach ich mich sehne. Es wäre toll, wenn wir die Themen gemeinsam aufgreifen würden, zum Beispiel macht Julia Stoschek ein Performance-Programm, wir hatten die Beuys-Ausstellung, Robert Morris war in Mönchengladbach, Eva Schmidt hatte eine Ausstellung „Tanzen, Sehen“ ... Es wäre schön, wenn wir unsere Arbeit stärker vernetzen würden und dadurch die Kooperation intensivieren.

HOFFMANS: Wie könnte man Ihrer Meinung nach eine größere Wirkung entfalten? Sie sprachen zum Beispiel über die kleineren Häuser wie Unna: Da fährt man extra nach Unna, und das Haus ist geschlossen. Das passiert eigentlich immer, da sie nur nachmittags zwischen 15:00 und 17:00 Uhr geöffnet haben. Bei den anderen kleinen Häusern, die zwar normale Öffnungszeiten haben, ist es auch ein Problem, ihr Profil nach außen hin zu kommunizieren. Wir Fachleute wissen natürlich, dass sehr gute Arbeit im Josef Albers Museum Quadrat und auch

in Mönchengladbach geleistet wird, aber wie kann man nun dieses Profil so intensivieren, dass man das auch nach außen tragen kann? Herr König, vielleicht könnten Sie hierzu Stellung nehmen?

KÖNIG: Vielleicht ist es interessant, das ein bisschen auf die Spitze zu treiben – es folgen ja noch weitere Beiträge. Meine Methode unterscheidet sich hier grundsätzlich, weil ich der Meinung bin, dass es gar nicht so wichtig ist, ob ich weiß, ob der jetzt Fritz Winter oder Fritz Walter heißt. Fritz Walter ist natürlich nur für eine bestimmte Generation und für Aficionados ein ganz wichtiger Begriff und auch eine sehr wohl in Betracht zu ziehende Persönlichkeit. Das Spiel in Bern ist historisch und hat eine unglaubliche Bedeutung. Und insofern interessiert mich auch ein Museum viel stärker als Ort, den man benutzt – das ist sozusagen meine Parole –, und nicht nur mit Hochachtung, quasi wie eine Kirche, betritt.

Als das Wallraf-Richartz-Museum umzog, ging es um zwei extreme Komponenten: Die

eine, eine ultra-konsumeristische Öffnung zu schaffen, bei der die Leute ohne zu bezahlen durch das Museum durchrauschen, um in die Altstadt zu kommen. Das Ganze mit der Argumentation, im Durchschnitt zehn Prozent aller Dom-Besucher, 28 000 am Tag – an Feiertagen natürlich immer sehr viel mehr, zu erreichen. Wenn wir diese zehn Prozent an Besucher gewinnen und zehn

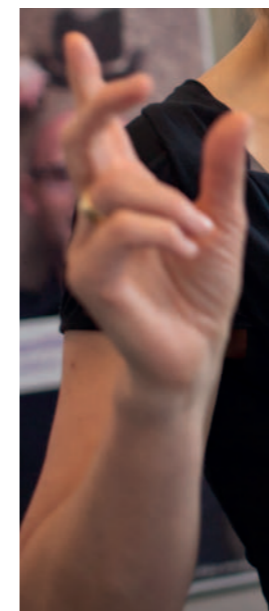
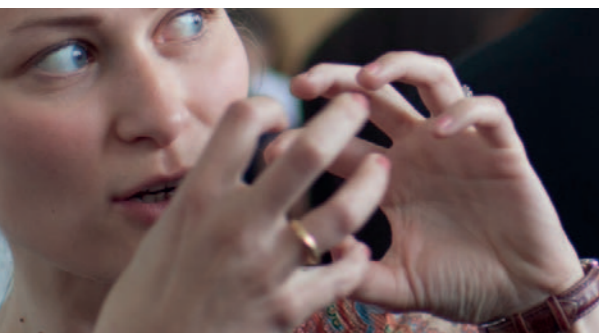
Prozent sich entscheiden, das Museum selber zu besuchen, haben wir 2800 Besucher on Top. Das heißt, wir sind scharf darauf, so viele Leute wie möglich in das Museum zu holen, ohne denen was Falsches zu versprechen.

Außerdem praktizieren wir kulturelle Bildung, mit der wir erreichen wollen, dass die Kinder, die kommen, gerne kommen. Nur ist auch unser Problem, dass wir, wie alle anderen Häuser, unterfinanziert sind. Ich argumentiere mit der Kämmerin der Stadt und dem Kulturdezernenten: „Bitte berücksichtigt, dass unsere Besucher umsonst ins Museum kommen. Aber, dass innerhalb der Statistik zwischen zahlenden und nicht zahlenden Besuchern unterschieden wird.“ Wir werden immer mit Statistik manipuliert, gerade wie es recht ist. Haushaltswahrheit und -klarheit ist entscheidend bei solchen Fragen. Wir machen auch Ausstellungen, die sehr verschiedenartig sind und bei denen die Leute denken, wir hätten nicht mehr alle Taschen im Schrank. Und nebenan ist eine sehr populäre Ausstellung, die quasi ihre Vorstel-

lung von Kunst bestätigt. Dann bemerken die: „Ja, wollen die uns auf den Arm nehmen oder meinen die das ernst?“ Das heißt, mich interessiert die Perspektive der Besucherinnen und Besucher viel stärker als die der Experten. Denn das ist ja das Niveau, auf dem wir operieren und wir wahrgenommen werden wollen, international wie auch lokal.

Aber wir müssen aufpassen, dass wir Profilierungen schaffen. Zum Beispiel aus Kölner Perspektive, da gibt es das Rautenstrauch-Joest-Museum, das einzige anthropologische Museum im Land, das ostasiatische Museum. Als Rat ans Land: Das sollten Sie zur Hälfte mittragen, denn die Oper oder das Schauspielhaus in Düsseldorf werden ja auch vom Land mitfinanziert. Denn es geht darum, wie sie sich kristallin profilieren können, ohne die vielen anderen Dinge, die historisch gewachsen sind, zu vernachlässigen.

SCHEYTT: Jetzt haben Sie aber kontradiktorisch geantwortet. Frau Hoffmans hat gefragt, wie man nach außen strahlt, nach Nordrhein-Westfalen. Sie haben mit den



zum Heranzubringen und so weiter.“ „Es wäre toll, wenn wir die Themen gemeinsam aufgreifen würden.“ „Und insofern interessiert mich auch ein Museum viel stärker als Ort, den man benutzt – das ist sozusagen meine Parole – und nicht nur mit Hochachtung, quasi wie eine Kirche, betritt.“ „Das heißt, mich interessiert die Perspektive der



Besuchern geantwortet. Das finde ich auch toll, denn das ist der erste Auftrag eines Museums, etwas für die Bürgerinnen und Bürger zu tun. Aber vielleicht haben Sie, Frau Ackermann, da bei Ihnen dieser Auftrag als Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen noch stärker ist, dazu auch etwas zu sagen.

Was sagen Sie zum Thema Ausstrahlung beziehungsweise dazu, was man tun kann; nicht nur für Ihr Haus, sondern auch für die gesamte Museumslandschaft. Man merkt ja, wie komplex das aufgrund der großen Dichte an Museen in unserer Region ist.

ACKERMANN: Ich kann leider auch keine Lösung anbieten. Ich kann nur sagen, dass ich gemeinsam mit zahlreichen Kollegen intensiv darüber nachdenke. Es muss nach außen hin deutlicher, griffiger sichtbar werden, was im Rheinland passiert. Wenn man den Spiegel des Internationalen ansetzt, kommen unglaublich viele Künstler, die wir im Moment im MoMA und in der Tate Gallery of Modern Art o.ä. ausgestellt finden, von hier, ja teilweise sogar aus Düsseldorf.

Beispielsweise gibt es im Solomon R. Guggenheim Museum in New York gerade den Hans-Peter-Feldmann-Raum – fantastisch mit den Dollarnoten. Und Katharina Fritsch hat jetzt als erste deutsche Künstlerin den Skulpturengarten im MoMA bespielt. Unsere amerikanischen, britischen oder madrilensischen Kollegen, die kennen Düsseldorf und Köln, aber sie wissen nicht, was sonst noch im Land passiert. Ihnen das nahe zu bringen, ist vielleicht auch schon Marketing. Ich bin darin keine Expertin, aber wir müssen etwas kreieren, das mit Fantasie gemacht ist, was nicht künstlich ist, sondern gelebt wird, was sich aus einer echten Intensivierung speist – vielleicht durch den Dialog zwischen unseren Häusern. Wir müssen etwas finden, das auch nach außen hin Strahlkraft besitzt. Ich würde da auch die Benelux-Länder einbeziehen und gedanklich über die Grenze gehen, denn unser Auslandspublikum kommt zu fast 80 Prozent aus den Benelux-Ländern. Es gibt bereits einen ganz starken, auch inhaltlichen, Austausch über die Grenze hinweg.

„Die Menschen hier sind von dem vielfältigen Kunstangebot verwöhnt“

SCHEYTT: Sie waren ja in Stuttgart. Gibt es in Baden-Württemberg eine andere Art und Weise das zu leben? Man sagt dort ja oft: „Der Nerz wird nach innen getragen.“ Ist das vergleichbar, oder gibt es eine andere politische Haltung zu den Häusern?

ACKERMANN: In Baden-Württemberg passiert das Gleiche wie hier mit Köln und Düsseldorf. Es gibt den Bruch zwischen Baden und Württemberg. Bei den Schwaben, sagen wir im Bereich Stuttgart, ist es so, dass der Pietismus tatsächlich immer noch sehr stark ist. Das führt dazu, dass man auch bildfern ist. Diese Liebe zum Bild, die hier existiert, und auch diese Fülle, die hat man dort nicht.

SCHEYTT: Also können wir hier aus dem Vollen schöpfen?

ACKERMANN: Man kann hier sicher aus dem Vollen schöpfen. Die Menschen hier sind von dem vielfältigen Kunstangebot verwöhnt.

HOFFMANS: Herr König schüttelt den Kopf. Vielleicht ...

ACKERMANN: Ich weiß, „verwöhnt“ darf man nie sagen, man muss immer jammern. Aber nach der Erfahrung in diesem Raum muss ich sagen – ohne klischeehaft zu werden –, es gibt hier eine ganz andere Haltung. Aber die Menschen in Baden-Württemberg waren, da sie eben ein geringes Angebot im Bereich der Bildenden Kunst hatten, extrem bereit, sich auf alles einzulassen. Sie waren extrem neugierig.

KÖNIG: Ich möchte nur kurz etwas hinzufügen, danach können wir gemeinsam diskutieren. Hans-Peter Feldmann ist ein Künstler meiner Generation. Der Mann hat zwischen durch gar keine Kunst mehr gemacht, sondern führte einen Andenkenladen. Er hat in seinem Leben noch nie irgendetwas signiert. Es gibt keinen Marktwert. Er ist sozusagen Andy Warhol für arme Leute. Er bezieht sich auf ein kapitalistisches System der 60er-Jahre, als die ersten Kaufhäuser auftauchten und wir Wirtschaftswunderland waren. Das ist sehr hintergründig. Einige von Ihnen kennen diese wunderbare Figur, die in Duisburg vor dem LehmbruckMuseum steht. Die war



Besucherinnen und Besucher viel stärker als die der Experten.“

im MoMA ... o.ä. ausgestellt finden, von hier, ja teilweise sogar aus Düsseldorf.“

„Es muss nach außen hin deutlicher, griffiger sichtbar werden, was im Rheinland passiert. Wenn man den Spiegel des Internationalen ansetzt, kommen unglaublich viele Künstler, die wir im Moment

... wir müssen etwas kreieren, das mit Fantasie gemacht ist, was nicht künstlich ist, sondern gelebt wird, was sich

„Wir müssen besser und nicht größer werden“

quasi eine Reklame für die Ausstellung „Das achte Feld – Geschlechter, Leben und Begehren in der Kunst seit 1960“, die übrigens von der Kunststiftung Nordrhein-Westfalen wie auch vier andere Ausstellungen unterstützt wurde.

Es gibt minoritäre Untersuchungen, bei denen ganz konkrete Themen angegangen wurden, nicht von der Fetischproduktion her und auch nicht von der Wahrnehmung für die, die den Kunstmarkt kennen. „Aha, schon wieder ein Warhol für 20 Millionen. Und dieses Bild für 100 Millionen.“ Unsere Aufgabe

ist es, die Menschen dahin zurückzuführen, dass man die Sache selbst wahrnimmt. Die Kinder sehen einen Warhol und sagen: „Geil, das ist ein Warhol.“ Dass es sich aber um Abbildungen handelt, die eine Situation darstellen, in der Schwarze im Süden daran gehindert werden, ihre Kinder in andere, bessere Schulen zu schicken, wird gar nicht mehr wahrgenommen. Das Kunstwerk wird nur noch ästhetisch gesehen, als Warhol. Als Museum ist da die Vermittlung unser Problem. Die Kunst ist so populär geworden, dass sie dadurch quasi auch doof wird. Wir müssen mit allen Tricks daran arbeiten, dass es

wieder über eine ästhetische Wahrnehmung hinausgeht.

ACKERMANN: Dabei müssen wir ganz stark die Impulse derjenigen aufnehmen, die jetzt als Jüngere ins Museum kommen. Natürlich haben sie eine andere Wahrnehmung des Warhol, als wir sie haben. Das ist eine unheimliche Herausforderung.

KÖNIG: Ein Museum ist ein öffentlicher Ort wie ein Knast, ein Kindergarten oder ein Krankenhaus. Wir müssen uns daran gewöhnen, dass wir eine notwendige Aufgabe er-

füllen, die wir nicht auf diese großbürgerliche Attitüde des kunstreferenziellen Systems transportieren. Wir müssen keine Konzessionen machen. Es geht um eine Kunstförderung, eine Luxusförderung. Da muss also der Hirnschmalz gefordert werden.

Wir brauchen nicht mehr Museen, wir haben sogar viel zu viele davon. Wir müssen besser und nicht größer werden. Wir sollen unsere Betriebskosten selber bewältigen. Das geht alles gar nicht.

SCHEYTT: Vielen Dank an diese Runde. Meine Damen und Herren, Sie haben gesehen, dass die Diskutanten es den Moderatoren nicht leicht machen.



aus einer echten Intensivierung speist - vielleicht durch den Dialog zwischen unseren Häusern.“ „Man kann hier sicher aus dem Vollen schöpfen. Die Menschen hier sind von dem vielfältigen Kunstangebot verwöhnt.“ „Unsere Aufgabe ist es, die Menschen dahin zurückzuführen, dass man die Sache selbst wahrnimmt.“ „Als Museum ist da die Vermittlung unser Problem.“

Dr. Christiane Hoffmans

Autorin, Kulturredakteurin

Prof. Stefan Soltesz

Intendant Aalto-Musiktheater,
GMD Essener Philharmoniker

Zweite Dialogrunde

In diesem Podium geht es vor allem um die Bedingungen für erfolgreiches Arbeiten. Der jeweilige Ort ist von herausragender Bedeutung für die Kunstproduktion. Er vermittelt auch eine besondere Erfahrung für das Publikum: einzigartige Erlebnisse in der Auseinandersetzung mit Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Besonders wichtig scheint den Dialogpartnern die Wertschätzung der künstlerischen Arbeit durch die Politik sowohl in den Städten als auch im Land. Politiker sollten die Kunst zu schätzen wissen. Es wird die Frage nach einem neuen Ansatz kultureller Bildung für Politiker aufgeworfen, die zu mehr Achtung, Verständnis und Wertschätzung aufseiten der Förderer führt.

SCHEYTT: Dieses Panel ist mit Stefan Soltesz und Stefan Hilterhaus besetzt. Die Gesprächspartner sind beide in Essen tätig, können aber von ihrer Aufgabe her unterschiedlicher kaum sein. Herr Soltesz leitet die teuerste Kulturinstitution in Essen, das Aalto-Theater mit großem Ensemble. Er ist sowohl als Generalmusikdirektor als auch als Intendant sehr erfolgreich. Sein Opernhaus wurde als bestes Opernhaus des Jahres 2008 in Deutschland ausgezeichnet. Er gilt als einer der besten Dirigenten in Nordrhein-Westfalen und darüber hinaus und leitet eines der besten Opernorchester. Die Ausstrahlung des Hauses ist groß.

Auf der anderen Seite haben wir Stefan Hilterhaus, Geschäftsführer und Künstlerischer Leiter von PACT Zollverein mit dem Choreographischen Zentrum NRW und der Tanzlandschaft Ruhr. Die Institution wird von der Stadt Essen mit ca. 280.000 Euro im Jahr

unterstützt. Inzwischen ist es eine internationale Marke. Stefan Hilterhaus ist international als künstlerischer Kopf anerkannt und wird gerne eingeladen. Auch er muss – wie Herr Soltesz – sein Institut durch die finanziellen Nöte bringen. Immerhin ist hier das Land an der Seite, das durch die Ruhrtrienale und mit weiteren Finanzmitteln direkt hilft, während bei Herrn Soltesz der übliche Theaterzufluss kommt. Es gab sogar die Idee, das Aalto-Theater zur Staatsoper zu machen; deshalb, Herr Soltesz, die erste Frage an Sie: Welche Reputation haben Opern und Orchester in Nordrhein-Westfalen? Es gibt allein im Ruhrgebiet fünf Opern und 18 kommunale Theater in Nordrhein-Westfalen, darunter befinden sich auch als strahlende Figuren das Aalto-Theater und die Essener Philharmoniker. Welche Reputation haben diese international oder auch national?

SOLTESZ: Wir leben in der Region mit den

müssen mit allen Tricks daran arbeiten, dass es wieder über eine ästhetische Wahrnehmung hinausgeht. „Wir müssen uns daran gewöhnen, dass wir eine notwendige Aufgabe erfüllen, die wir nicht auf diese großbürgerliche Attitüde des kunstreferenziellen Systems transportieren.“ „Wir müssen uns daran gewöhnen, dass wir eine notwendige Aufgabe erfüllen, die wir nicht auf diese groß-

„Wir leben in der Region mit den meisten Opernhäusern der Welt“

meisten Opernhäusern der Welt. Nordrhein-Westfalen hat also mehr Opernhäuser als alle anderen Regionen. Wir haben mehr Opernhäuser, als es in ganz Österreich gibt. Außerdem gibt es auch sehr viele Orchester.

GERD LEO KUCK (Generalintendant a. D., Mitglied des Landesverbandes Mitte des Deutschen Bühnenvereins): Österreich hat aber nur 8 Millionen Einwohner.

SOLTESZ: Gut, aber ich meine, dass die Dichte auf jeden Fall höher ist. Schon als ich in Wien studiert habe, wusste ich, dass es wichtige Opernhäuser in Düsseldorf, Köln und Dortmund gibt. In der Opernszene ist diese Region immer bekannt gewesen. Was mich gereizt hat, hierher zu kommen, war dieses neue Gebäude. Essen war bis zu diesem Zeitpunkt als Opernstadt nicht sehr präsent. Der Hauptanreiz für mich war also zu sagen: „Da ist ein wunderbares Gebäude, das man nur mit Inhalten füllen müsste.“ Das war vor 16 Jahren, als man an mich bezüglich der Generalintendanz herangetreten ist. Ich denke, ich werde sagen können, dass ich das,

was ich mir vorgenommen habe, auch erreicht habe, und für dieses wunderbare Haus Inhalte formen konnte. Das war von Anfang an mein Ziel. Ich kam natürlich auch zum richtigen Zeitpunkt, denn ein neues Haus braucht ca. drei, vier Jahre, um sich einzupendeln, und dann noch ein paar Jahre, um sich zu etablieren. Ich kam im achten Jahr und hatte somit alle Voraussetzungen, um dieses Haus wirklich populär zu machen. Mittlerweile werde ich überall dort, wo ich dirigiere, auf das wunderbare Haus angesprochen und darauf, wie gut es läuft. Darauf bin ich stolz.

HOFFMANS: Herr Soltesz, viele haben das Ziel, ihre Häuser zur Nummer 1 zu machen, aber wenige schaffen es. Wie haben Sie es erreicht?

SOLTESZ: Ich habe das durch Arbeit erreicht. Es gibt kein Allheilmittel. Man kann nicht sagen, wie man das macht. Das Aalto-Theater ist ein tolles Haus mit einer fantastischen Akustik. Die Balance zwischen Orchester und Bühne stimmt. Die Besucher

finden das Haus schon im Foyer toll, und man sieht wirklich von allen Plätzen aus gut. In vielen anderen Opernhäusern ist dies nicht der Fall.

HOFFMANS: Also die Grundvoraussetzungen stimmen bei dem Haus einfach?

SOLTESZ: Ja, das stimmt. Da ich hauptberuflich Dirigent bin, habe ich einen Schwerpunkt auf die Arbeit mit dem Orchester gelegt, dessen großes Potenzial stets gelobt wird. Unser Orchester ist gleich bezahlt wie andere Orchester hier im Land. Es ist also nicht so, dass ich bessere Musiker bekomme, da ich mehr Geld habe. Ich habe mit ihnen so lange gearbeitet, bis die Orchesterbasis stimmte. Aber die Leute munkelten in meiner Vorbereitungszeit: „Na ja, das ist halt nur so ein Dirigent. Der glaubt jetzt, ein Opernhaus zu führen.“ Sie haben nicht eingeschätzt, dass ich erfolgreich sein könnte. Eigentlich wollte ich nie Dirigent werden, mich hatte es immer mehr zum Schauspiel hingezogen. Mich hat immer das Theatralische an der Oper interessiert. Deshalb habe

ich mir überlegt, dass es sehr wichtig ist, große Sorgfalt auf die Auswahl der Regisseure zu legen, wenn ich als Dirigent ein Opernhaus führe.

SCHEYTT: Herr Soltesz, Sie hatten ja schon gesagt, dass Ihr Haus außerordentlich wichtig ist. Hat sich denn in der Produktion der Oper etwas verändert? Werden Opern heute anders produziert als früher? Sind Gastsänger noch mehr unterwegs oder geht man zurück zum Ensemble?

SOLTESZ: Musiktheater und Musiktheaterregie sind merkwürdige Begriffe. Wenn Sie heutzutage ernstzunehmend Oper produzieren wollen, müssen Sie auf ein Ensemble zurückgreifen. Sie können aber auch Gastsänger engagieren. Wissen Sie, was Gastsänger oder Ensemblesänger sind? Das sind vertragsjuristische Begriffe. Sie müssen allerdings Sänger haben, die in der Probenzeit wirklich zur Verfügung stehen und nach Möglichkeit immer wieder an das Haus zurückkommen. Dieses System habe ich befolgt. Über die Jahre kommen immer die

gleichen Sänger ans Aalto – sehr oft natürlich mit dem gleichen Regisseur. Es ist bei uns wie bei Andrea Breth im Schauspiel, die immer von ihrer Familie spricht.

HOFFMANS: Das haben Sie ja überhaupt nicht, Herr Hilterhaus, Sie haben keine Familie. Sie haben ein kleines Team und kein großes Ensemble. Sie sind eigentlich, im Gegensatz zu Herrn Soltesz, ein Winzling in der Landschaft. In der Tanzlandschaft insgesamt sind Sie aber einer der ganz Großen. Wie schätzen Sie die Tanzlandschaft NRW ein? Und wo verorten Sie da PACT Zollverein?

HILTERHAUS: Das ist eine große Frage. Ich möchte zunächst sagen, dass mir die Kategorien Winzling und Großer nicht wirklich passen. Ich glaube, ähnlich wie Herr König gesagt hat, dass man aufpassen muss, mit welcher Logik man arbeitet und welche Sprache man benutzt, beispielsweise eine des Tourismus oder des Marketings. Nun aber zur Frage: Wo sind die Arbeiten verortet – beziehungsweise: Worauf begrün-

Stefan Hilterhaus

PACT Zollverein,
Künstlerischer Leiter Tanzlandschaft Ruhr





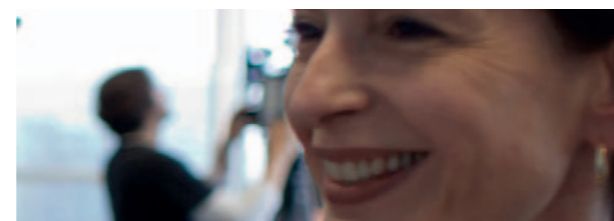
det sich eine Entscheidung und welche Basis und Strukturen werden daraus geschaffen, um in diesem Land langfristig Ausstrahlung zu haben? Nur auf diesen Fragen gründet sich für mich unsere Arbeit. Nun kurz zu unserem Haus: Es ist ein Haus, das sehr aktiv agiert, und ich habe quasi temporäre Familien. Wir haben ein sehr großes Residenzprogramm, bei dem über mehrere Wochen bis hin zu Monaten immer wieder neue Künstler und Künstlergruppen mit unserem Haus intensiv arbeiten und kooperieren. Außerdem gibt es Plattformen und große Austausche mit Studenten. Somit haben wir ein internationales, nationales und regionales Programm. Das alles ist miteinander verwoben. Es ist sicherlich einmalig in seiner Dimension und deswegen vielleicht auch sehr eigen. Wir haben eine sehr starke Besetzung und haben das passende Publikum dafür gefunden. Es ist auch sehr schön auf der Zeche Zollverein. Zur Tanzlandschaft insgesamt kann man sagen, dass sich unter anderem mit PACT, dem tanzhaus nrw und verschiedenen anderen Partnern im Land eine Veränderung ergeben hat. Ursprünglich

hingen wir immer nur als kleines Rädchen an den Stadttheatern. Das hat sich verändert. Heute arbeiten wir auch mit den großen Museen zusammen. Beispiel einer solchen Zusammenarbeit ist die Kooperation von PACT mit der Kunstsammlung NRW zur Eröffnung der Ausstellung „MOVE – Kunst und Tanz seit den 60ern“, mit Werken von Künstlern wie Tino Sehgal. In der Kunst geht es um das Ergründen der Natur, von Erfahrungen, wenn man Körper und Körperlichkeit nicht nur als etwas sieht, das im Gehirn, sondern in der Aktion stattfindet. Das ist genau der Spannungsraum, in dem wir uns bewegen. Es ist dann nicht mehr eine Frage von Tanz, sondern eine Frage von Kunst, von der Herausforderung, Erfahrungen zu machen. Ich glaube, dies zeigt sich an den Orten, die ich genannt habe, und auch an anderen kleineren, die versuchen, Produktionsstrukturen aufzubauen, die nicht nur ein klassisches Bild abbilden, nämlich das des Tanzes, wie er einmal gewesen ist, sondern sich so in dem internationalen und nationalen Diskurs bewegen, dass es spannende Arbeiten werden. Dies

sind wichtige Positionen, die uns als Kunstform voranbringen. Das interessiert mich.

SCHEYTT: Fällt es eigentlich leicht, Künstler nach Essen beziehungsweise in das Ruhrgebiet einzuladen? Das ist auch eine Frage an Herrn Soltesz. Ist PACT oder das Aalto-Theater diesbezüglich attraktiv genug?

HILTERHAUS: Das ist eine ganz wichtige Frage, da es eine des Landes insgesamt ist. Wenn man darüber nachdenkt, welche Institutionen es gibt, warum und was sie fördern sollen: groß oder klein oder sogar alles? Ich denke, man sollte Vertrauen in die Leute



„In der Kunst geht es um das Ergründen der Natur“



setzen, die intensiv und profund in diesen Orten arbeiten. Dann entsteht automatisch eine Art Resonanz. Ob das diejenige ist, die in Marketingkategorien passt oder nicht, ist erst einmal nicht so wichtig. Es gibt beispielsweise kaum ein Festival in Europa im Bereich der performativen Künste, das nicht irgendeine Koproduktion von uns zeigt. Ist das ein Kriterium? Ich denke, ja. Aber für mich sind vorrangig gute Künstler und hervorragende Produktionen wichtig, denn diese fordern ein Publikum und erschaffen neue Räume. Diese ermöglichen wiederum, in die Museen zu gehen. Das interessiert mich: intensiv an dem zu arbeiten, was man wirklich wichtig findet. Das ist zunächst die Grundlage der Resonanz.

SCHEYTT: Das scheint ja eine Parallele zu Herrn Soltesz zu sein: Arbeit, Arbeit, Arbeit ...

SOLTESZ: Von den renommierten Sängern kenne ich niemanden, der nicht gern im Aalto singt. Auch von den arrivierten Regisseuren. Ich hatte nie ein Problem, wenn ich einen wirklich arrivierten Regisseur wollte.

Manche haben sogar gesagt: „Warum fragen Sie mich jetzt erst? Ich warte seit vier Jahren darauf, dass Sie mich einladen.“

SCHEYTT: Ist das vielleicht der Grund gewesen, dass man in einem Gutachten auf den Gedanken gekommen ist, das Aalto-Theater zur Staatsoper zu machen? Es gab auch die Debatte über ein Staatsballett. Was haben Sie davon gehalten, als das verkündet wurde? Es wurde verkündet, und plötzlich waren Sie geadelt.

SOLTESZ: Ich halte von all diesen Sachen, wenn ich sie beispielsweise lese, eigentlich erst einmal gar nichts. Nicht, weil ich mich nicht darüber freuen kann, man sieht es als Wertschätzung, aber irgendwie habe ich immer Zweifel, dass so etwas realisiert wird. Und in diesem Fall hatte ich ja berechtigte Zweifel.

HOFFMANS: Herr Hilterhaus, wäre es eine Option für Sie, vom Staat beziehungsweise vom Land getragen zu werden? Würden Sie sich dann noch mehr anstrengen?

HILTERHAUS: Zunächst muss ich sagen, dass das Haus ganz wesentlich vom Land getragen wird. Wenn das Land nicht wäre, gäbe es das Haus überhaupt nicht. Die Stadt zahlt den kleinsten Anteil, höchstens ein Viertel. Es ist also im Grunde genommen eine regionale Einrichtung oder eine Landeseinrichtung, wenn man so möchte. Ich bin sehr froh darüber und finde es wichtig, dass es eine große Kompetenz im Land und damit auch einen sehr guten Austausch gibt. Eine weitere Sache, die ich interessant fände, sind Dauerfortbildungen. Lernen ist ja etwas Schönes. Sloterdijk sagte einmal, dass das Lernen einen Eros hat. Es wäre spannend, Kulturausschüsse oder Kulturdezernenten dazu zu bringen, mehr über unseren Bereich zu lernen und zu zeigen, dass das auch Spaß machen kann. Es geht nicht darum, entscheiden zu können, sondern darum, dass man einen Gesprächspartner hat, der nicht mit einer Logik argumentiert, die so weit weg ist.

SCHEYTT: Herr Soltesz, würden Sie Fortbildungskurse für Kulturpolitiker auch befürworten? Wäre das etwas für Sie?

in der Probenzeit wirklich zur Verfügung stehen und nach Möglichkeit immer wieder an das Haus zurückkommen.“ „... man aufpassen muss, mit welcher Logik man arbeitet und welche Sprache man benutzt, beispielsweise eine des Tourismus oder des Marketings.“ „Heute arbeiten wir auch mit den großen Museen zusammen.“ „In der Kunst geht es um das Ergründen der Natur, von Erfah-

„Wir brauchen aber keine Bildung, wir brauchen nur Freude“

SOLTESZ: Ich bin nicht sicher, ob es dazu Fortbildungen braucht. Man müsste in ihnen die Freude an der Kultur erwecken.

HILTERHAUS: Ja, das ist ja sozusagen der Eros.

SOLTESZ: Das würde mich sehr glücklich machen. Wir brauchen aber keine Bildung, wir brauchen nur Freude.

SCHEYTT: Dahinter stehen aber auch Finanzpolitiker oder Oberbürgermeister. Die Kulturpolitiker sind ja erst einmal Sachverwalter, aber die Feuilletons kritisieren, die Kulturpolitiker seien schuld.

SOLTESZ: Geld gibt es oder gibt es nicht. Man kann natürlich auch mit weniger Geld arbeiten, aber das geht nur bis zu einem bestimmten Punkt. Ich glaube aber, dass man feststellen kann, dass die Städte, in denen alle Politiker bis hin zum Kulturdezernenten die Kunst, die Kultur und das Theater lieben, ihre Häuser liebevoller betreuen – auch wenn sie genau so wenig Geld haben wie die

anderen. Dort, wo die Politiker absolut nicht an der Kultur oder am Theater interessiert sind, beginnt der Untergang.

SCHEYTT: Ist das in Wien anders?

SOLTESZ: Es ist ganz anders. In Wien sollte sich ein Politiker einmal trauen, etwas gegen die Kultur zu sagen. Ich verstehe, dass man sparen muss, aber an erster Stelle sollte trotzdem immer die Kultur stehen. Ich meine, sie könnten zwar alle Kultureinrichtungen Deutschlands schließen, trotzdem wäre der Haushalt von Deutschland nicht saniert.

HILTERHAUS: Ich möchte hinzufügen, dass es im Grunde genommen ja nicht um diese Expansion geht, sondern darum, dass man Modelle miteinander vergleicht. Es gibt Modelle, die gut funktionieren. Vielleicht könnte das nächste Theatermodell eines sein, das nicht unbedingt der alten Logik folgt, sondern einen anderen Anspruch oder eine andere Möglichkeit hat, sich mit der Stadt in Verbindung zu setzen. Ich glaube, da entstehen überall interessante Beispiele. Um diese

zu studieren, kann man in die Benelux-Länder gehen. Aber auch in Deutschland sind sehr schöne Beispiele zu finden, in denen die Zukunft liegt. Darüber müssten wir uns große Gedanken machen.

HOFFMANS: Eine Frage zu Pina Bausch. Das ist eine Frage, die mir am Herzen liegt. Denn Pina Bausch ist beziehungsweise war das Markenzeichen im Tanz für Nordrhein-Westfalen, und die Truppe ist auch immer noch extrem gut gebucht. Sie sind auch noch zwei, drei Jahre im Ausland engagiert. Danach weiß man nicht, was geschieht. Die Frage ist, was macht man mit einer Compagnie wie Pina Bausch? Wie kann die Zukunft aussehen? Es sieht ja im Moment so aus, dass die Stadt Wuppertal scheinbar gar nichts macht. Glauben Sie, da könnte das Land moderierend eingreifen? Wäre das Land in der Rolle, die Zukunft für eine solche Truppe zu gestalten, oder sehen Sie das eher skeptisch?

HILTERHAUS: Ich habe gerade gestern ein passendes Zitat gehört: „Fragt ein Tourist im irischen Norden nach dem Weg nach Dub-

lin. Der Ire sagt dann: If I were you, I would not start from here.“ Die Bausch-Thematik ist sehr komplex. Sie interessiert mich aufgrund dieser Komplexität eher als Phänomen, denn als kulturpolitisches Ereignis. Das sind Entwicklungen, über die viel nachgedacht wird, und da sehe ich mich eigentlich nicht als ausreichend kompetent an, interessante Beiträge zu leisten. Meines Erachtens ist das Phänomen Bausch aber vergleichbar mit dem Phänomen Beuys. Das sind große Ikonen, die weltweit bekannt sind. Tatsache ist aber, dass sich die Kultur komplett verändert hat und dass wir oft mit einem ganz unterschiedlichen Verständnis von Kunst an die heutigen Fragestellungen herangehen. Die Kunst hat sich verändert und ist viel jünger geworden. Wo junge Kunst einen Raum bekommen kann, wie wir ein junges Publikum halten, aber auch wie die Studenten in diesem Land ausgebildet werden, das sind die ganz großen Fragen. Die interessieren mich mehr, und die würden auch Pina Bausch am meisten interessieren. Im Grunde geht es viel eher darum als um die Frage, wie diese Compagnie

weitergeführt wird. Die wird ihren Weg finden, und ich hoffe, wir werden weiterhin gute Sachen von ihr sehen und erleben. Es braucht adäquate Räume für zeitgenössische Entwicklungen. Das kann man woanders gut beobachten, aber eben auch bei uns im Land. Auf diese neuen Entwicklungen können wir durchaus stolz sein. Die Ressourcen, um die es geht, sind kleine Musiklabels, coole Clubs, all diese Dinge, die miteinander in Verbindung gebracht werden müssen. Es geht nicht nur um die großen Setzungen. Es ist eine andere, eine neue Kultur, um die es sich heute handelt, und das ist spannend.

HOFFMANS: Das ist ein schönes Abschlussplädoyer für die kleine Setzung. Vielen Dank.

lungen, wenn man Körper und Körperlichkeit nicht nur als etwas sieht, das im Gehirn, sondern in der Aktion stattfindet.“ „Ich denke, man sollte Vertrauen in die Leute setzen, die intensiv und tief in diesen Orten arbeiten. Dann entsteht automatisch eine Art Resonanz.“ „... für mich sind vorrangig gute Künstler und hervorragende Produktionen wichtig, denn

Christiane Oxenfort

Künstlerische Leiterin und Geschäftsführerin
altstadtherbst kulturfestival Düsseldorf

Dritte Dialogrunde

Das Konzerthaus Dortmund und das altstadtherbst kulturfestival Düsseldorf sind eng mit ihrem direkten städtischen Umfeld verbunden. Beide Dialogpartner sehen den Begriff der „Hochkultur“ als wenig geeignet für die Beschreibung der Phänomene und Wirkungen ihrer Arbeit. Letztlich würden neue Häuser und neue Kulturformate immer aus einer „Hybris“ heraus geboren. So ist das Konzerthaus Dortmund nicht nur als Haus für die Kunst geplant, sondern hat den Wandel eines ganzen Stadtquartiers vorangetrieben. Es sei nicht mehr zeitgemäß, Häuser für Kunst, Musik und Theater nur noch aus repräsentativen Gründen zu erbauen. Letztlich gehe es um eine Vision für eine bessere Zukunft. Die Ansprache aller Bevölkerungsgruppen sei eine große Herausforderung. Die Dialogpartner betonen auch die ökonomische Seite ihrer Arbeit, für die Publikumszahlen eine entscheidende Rolle spielen.

Der Erfolg eines Hauses erweise sich letztlich auch daran, ob es gelinge, Besucher anzuziehen und die lokalen Ressourcen zu mobilisieren. Nur wenn das künstlerische Angebot stets qualitativ weiterentwickelt wird, kann dies gelingen. Um die Bürgerinnen und Bürger emotional an Kunst und Kultur heranzuführen, kommt der Schule und den an der Schule beteiligten Akteuren wie Lehrern, Eltern und Schülern eine ganz entscheidende Rolle zu. Hier wird die kulturelle Sensibilität entwickelt, die auch für die Politik einzufordern ist.

Benedikt Stampa

Intendant und Geschäftsführer
Konzerthaus Dortmund

HOFFMANS: Christiane Oxenfort darf ich vorstellen als die Frau des altstadtherbst kulturfestivals. Vielen ist das altstadtherbst kulturfestival gerade hier in Düsseldorf ein Begriff. Vor 21 Jahren wurde das Festival von Ihren Eltern und Ihnen zusammen gegründet, sozusagen als Pendant zur Altstadt. Man könnte es vielleicht sogar ein kulturelles Pendant zur längsten Theke der Welt nennen. Heute leitet die Flötistin Oxenfort mit ihrem Partner Andreas Dahmen und einem winzigen Team dieses sehr reputierliche Festival. Benedikt Stampa ist Ihnen als Leiter des Konzerthauses Dortmund seit 2006 bekannt. Er ist Musikwissenschaftler und Kulturmanager, der zuvor die Laeishalle in Hamburg geleitet hat. Herr Stampa ist sehr

ambitioniert, das Konzerthaus Dortmund zu einem der besten Deutschlands zu machen, wie er jüngst in einem Interview gesagt hat.

SCHEYTT: Es gibt in Nordrhein-Westfalen eine Menge Konzerthäuser, also eine Menge an Hüllen, aber eben auch Fülle. Immer wieder wurde von der Landespolitik angemahnt, die Städte sollten in dieser Sparte noch enger zusammenarbeiten. Ist es denn wirklich begründet, weitere Häuser zu bauen, wie beispielsweise in Bochum oder Bonn? Und wenn man das beste Konzerthaus haben möchte, sollte dann nicht das Geld lieber darin investiert werden, dass Dortmund, Essen, Duisburg oder Köln es werden?

diese fordern ein Publikum und erschaffen neue Räume.“ „Eine weitere Sache, die ich interessant finde, sind Dauerfortbildungen. Lernen ist ja etwas Schönes. Sloterdijk sagte einmal, dass das Lernen einen Frost hat. Es wäre spannend, Kulturausschüsse oder Kulturredaktionen dazu zu bringen, mehr über unseren Bereich zu lernen und zu zeigen, dass das auch Spaß machen kann.“ „Man müsste in ihnen die Freude an der Kultur erwecken.“ „Wie brauchen aber keine



„Lasst uns alle Häuser öffnen“

STAMPA: Ich komme aus Westfalen, bin aber lange in Hamburg gewesen, genau genommen 25 Jahre, und habe dort die Musikhalle geleitet. Ich bin jetzt also aus einer Weltstadt in eine andere Stadt hinein gekommen, die Dortmund heißt. Insofern habe ich sozusagen erst einmal einen Kulturschock verarbeiten müssen. Ich sehe Nordrhein-Westfalen eigentlich als sehr disparat an. Das ist für mich auch der Antrieb, heute hier zu sein. Ich habe lange Zeit gebraucht, um dieses Land für mich wieder neu zu entdecken. Die Diskussion zwischen

Rhein und Ruhr, zwischen Dortmund und Essen, zwischen Bochum und Essen, zwischen Köln und Düsseldorf, diese Dinge interessieren meiner Meinung nach nur uns hier im Land, aber keinen von außen. Ich habe versucht, dieses Land allmählich zu begreifen. Ich begreife nach wie vor das Konzerthaus Dortmund als kommunales Haus, weil wir überwiegend aus kommunalen Mitteln gefördert werden. Ich begreife das Konzerthaus auch als einen Ort, in dem Dortmund sich spiegelt, da Dortmund – eine Stadt in einer sehr schwierigen Situation, wie Sie wissen – ein Konzerthaus gebaut hat. Und dies mit dem Anspruch, ein Weltklassehaus zu bauen. Ich meine, wer erwartet allen Ernstes ein Konzerthaus in Dortmund, das in einer sogenannten Weltspitze mitspielt? Was ist das überhaupt, Weltspitze? Wo sind wir da überhaupt? Ist das nicht eine völlige Hybris? Ich fand es sympathisch, in einem Haus mit dieser genetischen Hybris zu arbeiten. Das bedeutet

für mich auch ein bisschen der Begriff Nordrhein-Westfalen, und auch im engeren Sinne Ruhrgebiet. Denn auch das Ruhrgebiet ist eine Art Hybris. In dieser Region leben 5,6 Millionen Menschen, und immer werde ich noch gefragt: „Sind nicht zwei Konzerthäuser zu viel? Vielleicht sogar noch ein drittes zu viel?“ Ich meine, in Berlin leben knapp dreieinhalb Millionen Menschen. Allein dass wir in Nordrhein-Westfalen immer noch über uns selbst reflektieren und fragen, ist das überhaupt noch genug? Sie sprachen über die Museenanzahl – ich sage eindeutig: Derzeit erlebt die Musik einen unglaublichen Boom, sowohl weltweit als auch europaweit. Es werden europaweit neue Konzerthäuser gebaut, es wird gerade in Helsinki ein neuer Konzertsaal eröffnet. In Hamburg wird vielleicht auch irgendwann ein Konzerthaus eröffnet werden. Auch in Italien gibt es neue Konzertsäle. Wenn das weltweit geschieht, ist es doch ein Boom. Es geht hier aber nicht um die Definition des

Wortes, sondern darum, wie sich eine Kommune aufstellt.

SCHEYTT: Geht es um Konzertsäle oder auch um das Publikum, das sie will? Oder geschieht der Bau neuer Konzerthäuser nur aus repräsentativen Gründen?

STAMPA: Es ist natürlich beides. Man muss ehrlich bleiben: Wenn eine Stadt wie Dortmund so ein Haus bauen will, ist es eben auch eine repräsentative Idee. Und wer Dortmund kennt, weiß, Dortmund leidet unter sich selber und seiner Unförmigkeit als Stadt – sozusagen darunter, als Stadt gesichtslos zu sein. Sie wollen ein Gesicht haben. Und wir alle wollen auch für Nordrhein-Westfalen, was ja letztendlich nach wie vor eine künstliche Konstruktion ist, ein Gesicht haben. Warum sitzen hier heute so viele Kulturschaffende? Nach meinem subjektiven Gefühl hat zum Beispiel Hamburg nie so viel auf die Beine gestellt. Hier sitzen

weit über 100 Menschen, die die Kultur Nordrhein-Westfalens repräsentieren. Wer hat das schon zu bieten? Wir sitzen hier zusammen und reden. Allein schon diese Quantität ist gewaltig. Und aus dieser Hybris heraus entsteht immer wieder Neues. Ich meine, die Ruhrtriennale, vor 10 Jahren entstanden, ist eine Hybris. Aber mittlerweile ist sie das bedeutendste Festival in Europa für Musik, Theater, Literatur und Tanz. Auch Essen ist eine Hybris. Das Aalto-Theater ist damals auch eine Hybris gewesen. Aber nur so entstehen immer wieder neue Visionen, und über das Unmögliche entstehen auch Orte. Und dieser Ort ist ein magischer Ort. So wie Sie damals gesagt haben: Ludwig ist eigentlich eine Hybris. Wieso kommt jemand in Köln darauf, ein solches Museum zu bauen? Das sind Leute, die haben eine völlig andere Vorstellung von dem, was sie tun. Dann kommt natürlich auch die Frage auf: „Dürfen wir mehr Konzerthäuser bauen?“ Derzeit erreichen wir

drei Prozent der Bevölkerung mit dem, was wir tun. Die Frage muss deshalb richtig lauten: „Wo sind wir an der Grenze? Bei fünf, sechs oder gar sieben Prozent? Und wen dürfen wir nicht erreichen?“ Im Prinzip würde ich sagen, wir könnten noch das Dreifache an Konzerthäusern in meinem Bereich bauen. Das wäre immer noch nicht genug. Das geht natürlich nicht, weil es nicht finanzierbar wäre. Aber wir müssen die Hybris denken.

HOFFMANS: War es damals auch eine Hybris, Frau Oxenfort, das altstadtherbst kulturfestival ins Leben zu rufen?

OXENFORT: Das glaube ich nicht. Wir haben ja sehr klein angefangen. Haben uns dann deutlich entwickelt, aber wir haben aus einem Bewusstsein heraus angefangen, Kultur in dieses Viertel zu bringen, worüber wir ja mittlerweile sehr weit hinaus sind. Es ging darum, ein Pendant gegen das nicht





Kulturelle, gegen diese furchtbare Fastfood- und Junggesellenabschiedsmeile zu bieten und zu zeigen, dass hier auch etwas anderes existent ist. Wir wollten möglicherweise Menschen wieder zur Kultur führen und in die Innenstadt locken, die den Weg nicht mehr gefunden haben. Das war der Ursprungsgedanke. Insofern war das keine Hybris, sondern eine Notwendigkeit, um ein Zeichen zu setzen. Daraus ist ein sehr starker inhaltlicher Gedanke entstanden. Diese ersten Ideen spielen für uns heute keine Rolle mehr, obwohl sie nach wie vor eine Rolle spielen müssten, wenn man sich das Viertel anschaut. Daran können wir aber nichts ändern, das ist ein gesellschaftspolitisches Problem. Außerdem ist es auch sicherlich ein bildungspolitisches Problem, dass immer weniger Menschen den Weg zur Kultur finden. Deswegen stimme ich hundertprozentig zu, dass es umso besser ist, je mehr Häuser gebaut werden, je mehr Raum für Kultur entsteht. Und auch wir sind

mittlerweile an dem Punkt, an dem wir planen, möglicherweise einen festen Raum in der Stadt zu installieren, in dem wir die Ideen, die wir haben, auch ganzjährig verkörpern können. Denn wir haben mit unserer Arbeit sicherlich eine Nische gefunden, die sehr individuell und einzigartig in der Festivallandschaft ist. Wir nutzen natürlich die Situation in unserem Festival, dass wir in Deutschland die starke Stadttheater- und Konzerthaustradition und Häuser wie das Tanzhaus nrw oder PACT Zollverein haben. Wir sind unterwegs und schauen nach Produktionen und Möglichkeiten zu koproduzieren, wo es diese Strukturen eben nicht gibt. Das ist hauptsächlich in Frankreich, aber auch in Australien und Amerika. Durch diese starke internationale Vernetzung können wir auch wieder etwas für die Stadt zurückholen und für sie tun. Auch wenn man immer wieder sagen muss: Wir arbeiten natürlich lokal, wir arbeiten für die Stadt, für Nordrhein-Westfalen. Der Groß-

teil unseres Publikums kommt aus einem Umkreis von bis zu 80 Kilometern.

SCHEYTT: Das ist ja spannend, dass Sie jetzt ein festes Haus haben wollen. Insbesondere in der Situation, dass heute zahlreiche Häuser leer stehen. Es wird immer mehr dazu übergegangen, Festivals zu machen, um wieder mehr Publikum anzuziehen. Die nächste Frage geht an beide. Wie ist das Verhältnis Festival – Häuser, und wie sehen Sie die Tatsache, dass immer mehr nach dem Motto „Event, Event, ein Lichtlein brennt“, nach der „Erlebnisgesellschaft“ von Gerhard Schulze, gearbeitet wird und dass man versucht, Publikum zu gewinnen, indem man Festivals gründet. Ein bisschen Festivalitis gibt es ja auch im Konzerthaus Dortmund. Des Weiteren entsteht momentan auch ein neues Chor-Festival. Ist das nicht doch ein bisschen zu viel für die Landschaft? Vorhin wurde gesagt, man brauche noch mehr Häuser, aber kommt das wirklich beim Publikum an?

STAMPA: Also ich habe von Festivalitis in Dortmund noch nichts gespürt. Ich weiß nicht, woran man das erkennen kann.

HOFFMANS: Man muss ja nur in ein Programmheft gucken. Ich denke, jedem von



„Wettbewerb ist Bewegung. Wettbewerb ist Entwicklung“

uns hier fallen sofort zehn Festivals in Nordrhein-Westfalen ein, wenn wir kurz nachdenken.

STAMPA: Aber warum nicht? Als Geschäftsführer und Intendant denke ich sozusagen in zwei Kategorien: einmal ökonomisch und einmal künstlerisch. Ich sehe es natürlich auch so, dass das, was wir tun, eine künstlerische Relevanz, aber auch ein wirtschaftliches Echo haben muss. Ich rede gar nicht nur von uns als Konzerthaus, von den Kollegen in Essen, Köln und in Düsseldorf und anderen Städten, sondern auch von den Festivals. Ich bin begeistert, wenn ich sehe, mit welchen Zuwachsraten die gut geführten Festivals aufwarten können und mit welcher Liebe zum Teil auch neue Musik gemacht wird. Wir reden ja auch davon, neue Kunstformen einzubauen und davon, wie wir darauf reagieren und wie wir Musik an Menschen heranführen können. Die Zeiten, in denen ich Abonnement-Programme anbie-

ten konnte, indem einfach ein Orchester aus New York einreiste und man sich sicher war, dass die Abonnenten kommen würden, die sind lange vorbei. Wir müssen auf Konzerte bezogen jetzt viel theatralischer denken. Nehmen wir mal die 8. Sinfonie von Mahler, die ja auch eine Hybris ist, diese Musik ist von Gustav Mahler konstruiert, komponiert aus einem Welterlösungsimpuls heraus. Man muss sich überlegen, was das für eine Anmaßung darstellt. Und wir wollen diese 8. Sinfonie in einen Konzertsaal pflöpfen. Das sieht natürlich gut aus, aber es geht hier auch um die immanente Idee von Musik und darum, dass Musik auch etwas Theatralisches ist. Das darf man nicht vergessen. Man muss bedenken, dass am Ende die Ausführung der Musik nicht schlechter ist, wenn ein Dirigent wie Esa-Pekka Salonen, der bei uns in Dortmund seit der Saison 2010/2011 als Residenzkünstler tätig ist, in London mit multimedialen Projekten aufwartet und damit Menschenmassen anzieht. Zu einer sol-

voller betreuen – auch wenn sie genau so wenig Geld haben wie die anderen.“ *„Wo junge Kunst einen Raum bekommen kann, wie wir ein junges Publikum halten, aber auch wie die Studenten in diesem Land ausgebildet werden, das sind die ganz-großen Fragen.“* Die Diskussion zwischen Rhein und Ruhr, zwischen Dortmund und Essen, zwischen Bochum und Essen, zwischen Köln und Düsseldorf, diese Dinge in-



„Was wollen wir, und wie wollen wir Menschen erreichen?“

chen Inszenierung kommen 5000 Menschen in die Royal Festival Hall. Hier erkennt man, dass eine völlig andere Anforderung von den Menschen an Musiker und somit auch an die Kunst herangetragen wird. Was Sie gesagt haben, dass wir das Haus öffnen müssen, wäre mir im Prinzip recht. Ich war beispielsweise sehr beeindruckt, dass es in Amsterdam im Concertgebouw eine Konzertreihe für Migranten gibt. Ich finde das super. Lasst uns alle Häuser öffnen. Natürlich ma-

chen wir weiter Hochkultur. Dazu stehe ich auch. Wir machen Mahler, Schönberg und so weiter. Aber lasst sie uns öffnen. Denn je mehr Menschen kommen, desto besser ist es auch. Dann bleibt irgendwas haften. Ich bin ein Kulturoptimist.

HOFFMANS: Ich erinnere mich an Herrn Weber vom Schauspielhaus Bochum, der sich dezidiert gegen die Ruhrtriennale ausgesprochen hat: „Ihr kommt zum falschen Zeitpunkt und nehmt uns die Besucher weg.“ Es gibt also schon eine deutliche Konkurrenz zwischen den Festivals und den festen Häusern.

STAMPA: Gott sei Dank. Wettbewerb ist Bewegung. Wettbewerb ist Entwicklung. Also ich sehe immer die Diskussion zwischen Essen und Dortmund. Da gibt es zwei Philharmonien in S-Bahn-Nähe. Beide sind hoffentlich gut geführt, beide füllen sich mehr

und mehr. Beide sind gut aufgestellt. Ich finde das wunderbar. Wir haben vier Konzerthäuser in Nordrhein-Westfalen: in Köln, Düsseldorf, Essen und Dortmund. Auch in Bonn soll noch eines dazu kommen – wobei ich das kritisch sehe.

SCHEYTT: Braucht Bonn jetzt wirklich noch einen Konzertsaal?

STAMPA: Nein.

SCHEYTT: Warum sehen Sie das so? Das ist das erste Mal in dieser Diskussion, dass jemand sagt: „Kein neues Haus.“

STAMPA: Weil das Betriebskonzept stimmen muss.

SCHEYTT: Also Ihre Skepsis dem neuen Konzerthaus in Bonn gegenüber liegt am Konzept?

STAMPA: Es liegt am Konzept. Ich finde, wir haben in Bonn ein tolles Beethovenfest. Dazu kann man natürlich auch ein Festspielhaus bauen. Aber es sollen auch Konzerte im Februar und März stattfinden. Die Frage ist, wie grenzt man das ein? Ich meine, da macht man sich auf sehr engem Raum Konkurrenz zwischen Köln und Bonn. Da muss man aufpassen. Wenn das Konzept ist, ein Festspielhaus oder wie in Bochum ein Haus für die Symphoniker zu bauen, damit sie einen Ort zum Spielen haben, dann ist das wunderbar. Irgendwann ist aber auch hiermit eine Grenze erreicht. Es geht um das Bespielungskonzept, weniger um das Gebäude.

SCHEYTT: Sehen Sie das auch so mit Bonn, Frau Oxenfort?

OXENFORT: Momentan wird noch in der Beethovenhalle gespielt, aber die ist auch nicht mehr auf dem gewünschten, zeitge-

mäßen Niveau. Darum kann ich den Wunsch in Bonn sehr gut verstehen. Ich kann das auch für das Beethovenfest gut nachvollziehen. Ich bin aber der Meinung, dass man das gut durchdenken und planen muss. Wenn es dann finanzierbar ist, ist es prima. Ich habe per se nichts dagegen. Wenn anderswo etwas gebaut wird, warum kann man nicht dort auch darüber nachdenken?

SCHEYTT: Wir haben über die Konkurrenz zwischen Festivals und Häusern gesprochen. Jetzt ist meine Frage an Sie beide: Wie sieht es mit der Konkurrenz Rheinland – Ruhrgebiet aus? Kommen die „Ruhries“ zum altstadtherbst kulturfestival Düsseldorf?

OXENFORT: Ja.

SCHEYTT: Und kommen tatsächlich nicht nur Westfalen nach Dortmund, sondern auch Besucher aus dem Rheinland?



teressieren meiner Meinung nach nur uns hier im Land, aber keinen von außen.“ „Und wer Dortmund kennt, weiß, Dortmund leidet unter sich selber und seiner Unförmigkeit als Stadt – sozusagen darunter, als Stadt gesichtslos zu sein. Sie wollen ein Gesicht haben. Und wir alle wollen auch für Nordrhein-Westfalen, was ja letztendlich nach wie vor eine künstliche Konstruktion ist, ein Gesicht haben.“ *if Derzeit*



„Ich finde es sehr wichtig, Kunst und Kultur als Emotion zu vermitteln“

STAMPA: Wir haben viele Besucher aus Köln, Essen und Düsseldorf. Es ist aber auch ein Transferpublikum. Wir leben in einer Transfergesellschaft, gerade im Ruhrgebiet. Ich fahre beispielsweise nach Essen, nach Düsseldorf, aber auch nach Oberhausen.

OXENFORT: Es kommt doch darauf an, was Sie anbieten. Also der Düsseldorfer fährt nicht zum Sinfoniekonzert der Dortmunder Philharmoniker.

STAMPA: Da will ich Ihnen widersprechen. Es gibt wirklich Leute, die auch zu den anderen Häusern fahren. Wenn ich in der Essener Philharmonie bin und es spielt an dem Abend ein besonderes Orchester, zum Beispiel wie vor einigen Wochen das London Philharmonic Orchestra, dann sehe ich auch Dortmunder in der Philharmonie.

OXENFORT: Also ich meine, dass es ein

bisschen davon abhängt, welcher Künstler an welchem Ort ist. Dann gibt es immer die Menschen, die hinterherreisen. Das erleben wir auch, wenn ich zum Beispiel eine Gruppe aus Frankreich habe. Ein Züricher, der diese Compagnie einmal irgendwo in Frankreich erlebt hat, kommt gerne auch nach Düsseldorf. Deswegen wird auch die Verbreitung über die Neuen Medien, sprich Internet und Social Media, immer wichtiger.

Zur Vorbereitung auf dieses Gespräch habe ich im Internet konkret nach „Festival NRW“ in verschiedenen Varianten gesucht. Man landet dann nicht auf dem Kulturserver NRW, sondern tatsächlich nur bei Rock- und Pop-Festivals. In dem Bereich gibt es eine ganz gute Zusammenstellung. Aber nicht, dass man auf einen Blick die Ruhrtriennale, das altstadtherbst kulturfestival, das Theater Festival Impulse, das Festival Alte Musik Knechtsteden, die Tage Alter Musik

in Herne etc. finden könnte. Ich glaube, das wäre in der Außendarstellung wichtig. Was wollen wir, und wie wollen wir Menschen erreichen? Wie wollen wir Menschen nach Nordrhein-Westfalen holen? Dass wir hier eine hohe Qualität haben, das wissen wir. Dass wir die Ressourcen, die wir hier vor Ort haben, auch nutzen und weiter stärken müssen, das wissen wir auch. Ich hoffe, dass die Politik das auch weiterhin ernst nimmt und sich nicht zurückzieht. Wir haben gerade beispielsweise ein Schreiben auf dem Tisch liegen, das besagt, dass wir nicht damit rechnen können, im nächsten Jahr die gleiche Förderung zu bekommen wie in diesem Jahr. Wir kriegen heute schon nur eine geringe Förderung, da wir ja ein privat finanziertes und auch geführtes Festival sind und kein institutionelles. Das macht die Sache wahnsinnig schwierig.

Um zur Frage zurückzukehren, ich denke,

dass wir alle die heutige Qualität weiterführen müssen und dass wir das dann gemeinsam mit vernünftigen Plattformen nach außen strahlen, auch international.

SCHEYTT: Wäre es sinnvoll die Kulturpolitiker zu so etwas wie einem Theaterpakt, einer Konzerthaus- oder Festival-Konferenz einzuladen, um sich untereinander besser abzustimmen? Oder denken Sie, dass aus einer solchen Initiative außer Gesprächen nichts entsteht? Wir hoffen ja, dass etwas daraus wird. Wäre das eine Lösung? Oder sind Sie auch für die Fortbildung der Kulturpolitiker?

OXENFORT: Unbedingt, in emotionaler und qualitativer Hinsicht. Ich finde es sehr wichtig, Kunst und Kultur als Emotion zu vermitteln. Das erreicht die Menschen im Herzen. Wir müssen stark an der Sensibilität für die Kultur bei jedem Menschen arbeiten.

SCHEYTT: Bei allen Politikern?

OXENFORT: Ja, bei allen Politikern, Schülern und Lehrern. Ich finde, das ist ein großes bildungspolitisches Problem. Sie haben eben gesagt, die Kultur beziehungsweise die Kulturschaffenden müssen ganz viel tun. Das ist richtig, aber wir müssen auch anfangen, mit den Schulen zu arbeiten. Da haben wir über viele Jahre viel zu wenig gemacht.

SCHEYTT: Letzte Frage an Benedikt Stampa: Wie sehen Sie eine Konzerthaus-Konferenz?

STAMPA: Es gibt vier Konzerthäuser, und die treffen sich sowieso untereinander.

OXENFORT: Bei den Festivals könnte es etwas besser sein, aber auch wir treffen uns untereinander und kooperieren. Die Kontakte bestehen also.

HOFFMANS: Vielen Dank. Wir bitten jetzt noch einmal alle Podiumsteilnehmer nach vorne: Herrn König und Frau Ackermann, Herrn Soltesz und Herrn Hilterhaus.



erreichen wir drei Prozent der Bevölkerung mit dem, was wir tun. Die Frage muss deshalb richtig lauten: Wo sind wir an der Grenze? Bei fünf, sechs oder gar sieben Prozent? Und wen dürfen wir nicht erreichen? In der Prinzip würde ich sagen, wir könnten noch das Dreifache an Konzerthäusern in meinem Bereich bauen. Das wäre immer noch nicht genug. Das geht natürlich wirklich nicht, weil es nicht finanzierbar wäre. Aber wir müssen die Skizzen denken." „Außerdem ist es auch sicherlich ein bildungspolitisches



Resümees der Diskutanten und offene Publikumsdiskussion

In der Diskussion der Podiumsteilnehmer mit dem Publikum spielt erneut die Anerkennung von Politikerinnen und Politikern für die Kulturarbeit eine entscheidende Rolle. Innovative Inszenierungen und neue Kunstformen brauchen Mut der Politik, zumal Kunst sich mit etwas beschäftigt, was es so (noch) nicht gibt. Ein Grundtenor der Diskussion ist, dass es mehr auf die Qualität und deren Optimierung in bestehenden Häusern ankomme als auf die Schaffung neuer Kulturräume. Gleichwohl sei eine Öffnung der Häuser für jüngere Generationen und für Menschen mit Migrationshintergrund

von eminenter Bedeutung. Attraktive Ausbildungsmöglichkeiten und Entfaltungsräume für Künstler und Studierenden werden als essentielle Voraussetzungen angesehen, um der Abwanderung von Künstlerinnen und Künstlern aus Nordrhein-Westfalen entgegenzuwirken. Eine Reihe von Beiträgen befasst sich mit der Frage, wie Räume so ausgestaltet werden können, dass sie sowohl den Zugang erleichtern als auch optimale Rahmenbedingungen für Kunstproduktionen bieten können.



SCHEYTT: Was würden Sie der Landeskulturpolitik – hier prominent vertreten – gerne ins Stammbuch schreiben?

HILTERHAUS: Zu der Idee der Fortbildung für Politiker möchte ich anmerken, dass ich besonders gerne die Politiker aus dem Wirtschafts- und Finanzbereich stärker für die Künste begeistern würde. Ich habe mich etwas erschrocken, als Sie vorhin sagten, Frau Hoffmans: „Pina Bausch ist Markenzeichen für Wuppertal. Wäre das nicht eine Kunstform, bei der der Staat zugreift, um sie zu verstaatlichen oder staatlich zu fördern?“ Ich sehe die Aufgabe des Staates in diesem Fall darin, die Unabhängigkeit der Kultur im Lande zu bewahren: Wir, die wir nach ECOM-Richtlinien nicht profitorientiert arbeiten, müssen weiterhin so denken, dass wir keine Blockbuster machen müs-

sen, um Menschen und Geld einzukaufen, dass wir den Kanon weiterhin kritisch befragen dürfen und nicht nur nach einem vermeintlichen Massengeschmack, der immer konstruiert ist. Die Menschen sind nicht so dumm, wie man annimmt. Wir sollten nicht nach dem vermeintlichen Massengeschmack arbeiten müssen, sondern hier eine ganz differenzierte, kritische Form der Kultur im Lande entfalten können.

STAMPA: Wie ich schon sagte, ich definiere mich als ein kommunales Haus, weil wir aus kommunalen Mitteln gefördert werden. Es gibt nur im Einzelfall Projektgelder, die auch aus Fördertöpfen des Landes kommen. Ich wünsche mir von der Landespolitik aber mehr Wahrnehmung. Ich glaube, dass gerade wir in einer Stadt wie Dortmund, die auch ein bisschen eine Randposition einnimmt,

manchmal das Gefühl haben, es wehe der Wind der Ignoranz über uns hinweg. Wenn ich aber das Gefühl habe, es ist ein Dialog bzw. eine Anwesenheit da, dann fängt Achtung an. Und wenn sich auch bei uns in Dortmund das Land mit Präsenz zeigt, dann ist das ein guter Anfang für mich. Denn das vereinfacht den Dialog und das gegenseitige Verständnis. Nur über Verständnis kriegt man Pläne. Was nützt mir denn ein Antrag, wenn sie ihn nicht verstehen?

OXENFORT: Wahrnehmung ist ein guter Begriff. Ich erweitere ihn noch auf Anerkennung. Ich wünsche mir für unsere Arbeit – und ich schließe da auch viele andere freischaffende und vielleicht auch kleine Ensembles mit ein – mehr Anerkennung, Wahrnehmung und die gleiche Beachtung bei der Vergabe von Mitteln, wie sie vielleicht der Platzhirsch erhält.

Problem, dass immer weniger Menschen den Weg zur Kultur finden. Deswegen stimme ich hundertprozentig zu, dass es umso besser ist, je mehr Häuser gebaut werden, je mehr Raum für Kultur entsteht.“ „Als Geschäftsführer und Intendant denke ich sozusagen in zwei Kategorien: einmal ökonomisch und einmal künstlerisch.“



„Kultur und Kunst sind schön, aber Geld dazu brauchen wir doch“

Ich wünsche mir, dass, wenn wir einen Antrag stellen, er mit der gleichen Wertigkeit behandelt wird wie einer der großen Institutionen.

SOLTESZ: Ich glaube, das Land sollte zumindest versuchen ein bisschen zu vermitteln, da die Kommunen ziemlich pleite sind. Sehr viele Kommunen genießen die kulturellen Einrichtungen, in Essen zum Beispiel das Aalto-Theater, wirklich ausgiebig. Ich freue mich über jeden. Besonders auch über den Besuch der Bottroper Vertreter. Es gibt dort einige, sehr große Anhänger vom Aalto-

Theater. Kann man die nicht über das Land animieren, sich gelegentlich auch an den Kosten zu beteiligen? Man müsste da wirklich vermitteln. Das geht natürlich nicht innerhalb von einem Jahr. Aber das wäre eine wunderbare Aufgabe für die Kulturdezernenten, einmal miteinander zu sprechen, dass Kommunen, die die Angebote der anderen Kommunen wahrnehmen, die also keine eigenen Theater oder andere Kultureinrichtungen haben, dass die sich auch finanziell beteiligen. Kultur und Kunst sind schön, aber Geld dazu brauchen wir doch.

HILTERHAUS: Ich überschreite ein bisschen meine Kompetenz und gehe in die Politik. Ich habe überlegt, ob man den Schritt wagen könnte, kleine interdisziplinäre oder interministerielle Arbeitsgruppen zu gründen, in denen zum Beispiel Aufgaben, die dem Sozialen und der Bildung angehören, in ihrem Wert nicht nur anerkannt, sondern auch bezahlt werden. Derart, dass nicht unbedingt das Kulturbudget belastet wird, sondern dass man diese Ressourcen wieder in die Kultur zurückspiegelt. Dort fängt im Grunde genommen

alles an. So können auch die anderen davon sehr gut lernen und leben. Das fände ich eine sehr praktische Überlegung, die man einmal durchspielen und durchrechnen könnte. Da gibt es ja auch höhere Budgets. Das ist das eine. Ich wage mich, das in die Politik hineinzureichen. Zudem wäre es sehr schön, wenn das Land wahrnehme, welche Dynamik solche Orte erreicht haben, insofern, als dass sie eine Wirkung erzielt haben. Wie zum Beispiel, dass die Künstler, die wir in unseren Produktionen unterstützen, alle in die großen Theater übernommen werden. Man erfreut sich natürlich am Tanzprogramm der Stadt Köln. Die Kompanien, die man dort sieht, sind zu großen Teilen von uns über viele Jahre lang begleitet worden. Ich finde das genau richtig. Wir arbeiten inzwischen auch mit anderen. Insofern ist es genau diese Wandlung, die existent sein soll. Man muss sie aber auch wahrnehmen. Dementsprechend ist die Verhältnismäßigkeit der Mittel überhaupt nicht da. Wenn dies korrigiert werden könnte, auch wenn es nur im Bewusstsein ist – es ist zum Teil ja praktisch gar nicht umsetzbar, wäre das ein Riesenschritt.

KÖNIG: Ich würde mir wünschen, dass wir die Privilegien, die wir haben, in diesen Jobs zu arbeiten, selbstkritischer als Transmissionsriemen verstehen, um eine wirkliche Veränderung herbeizuführen, die vielleicht mehr über das Bewusstsein zu dem jeweiligen Medium Musik, Tanz und so weiter läuft und es ermöglicht, in einer immer globalisierter und teils komplizierter werdenden Gesellschaft mit Widersprüchen umzugehen und anzufangen zu differenzieren. Ich glaube, dass es insofern hier ein bisschen zu viel Selbstbelobigung gibt. Kunst ist eine Sache.

Kunst ist natürlich extrem populär und affirmativ geworden, aber dadurch auch ziemlich banal. Unter diesem Fluss gibt es natürlich starke Nebenströmungen, die wir alle noch nicht wirklich erkennen, die große Umwälzungen vorläufig verdecken, die aber dennoch passieren werden. Es gibt eine sehr schöne Passage von Freud aus der „Traumdeutung“: „Kultur ist das Verhältnis von Fremden zu Hiesigen, von Alten zu Jungen, von Messer und Gabel.“ Die Kunst ist der Feind dessen, aber dennoch aufgehoben in dieser Kultur.

Wenn es um Förderung geht, dann muss es auch darum gehen, Dinge zu fördern, die vielleicht momentan keine Zweckdienlichkeit haben.

Ich kann mich erinnern, dass ich jemandem erzählt habe, ich käme von dort, wo Kurt Jooss „Der Grüne Tisch“ choreografiert hat. In Berkeley ist da der Groschen gefallen. Aber Kurt Jooss ist heute gar nicht mehr aktuell. Bei Pina Bausch muss ich Ihnen unbedingt recht geben, dass es sozusagen als Fetisch-

marke gesehen werden kann, bei der jeder sich darauf verständigt: „Dieser Mythos ist ganz groß.“ Dieser Fetisch, diese Bewunderung von Kunst kann schlimme Folgen haben, weil man sich selber toll findet, aber überhaupt nicht mehr herausgefordert ist. Es geht aber viel mehr um die Essenz des Ganzen, um eine Qualität, um etwas, was es sonst nicht gibt. Die Kunst kann es nur deswegen geben, um etwas zu zeigen und zu erfahren, was es nicht gibt. Das ist wiederum eine Chance, die wir hier haben, weil wir eben nicht in der Oper in Paris sind oder im Metropolitan Museum of Art in New York sind. Diese Liebe zu dem etwas Verqueren und Überforderten mit einer gewissen Demut zu leben, ist eine Herausforderung. Wir müssen den Münchhausen-Trick wagen und uns am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen. Die Amnesie, die ich anfangs angesprochen habe, ist meiner Meinung nach das größte Problem. Ich zum Beispiel habe mich bisher politisch immer gegen meine beruflichen Interessen verhalten. Ich habe nie die Konservativen gewählt, werde es auch nie tun. Ich fühle mich natürlich viel besser bei denen aufgehoben, von denen ich weiß, dass



„Ich bin begeistert, wenn ich sehe, mit welchen Zuwachsraten die gut geführten Festivals aufwarten können und mit welcher Liebe zum Teil auch neue Musik gemacht wird. Wir reden ja auch davon, neue Kunstformen einzubauen und davon, wie wir darauf reagieren und wie wir Musik an Menschen heranführen können.“



der eine Cello spielt und der andere eine bürgerliche Vorstellung von Kultur hat.

SCHEYTT: Damit haben Sie ins Publikum gespielt, denn hier sitzen auch Konservative oder solche, die sich so fühlen und dazu erkennen. Das war fast schon ein Schlusswort, indem Sie weg von der Repräsentativität der Künste und von Markenzeichen, über die wir die ganze Zeit geredet haben, wieder an die Funktion von Kunst in der Gesellschaft erinnern. Ich weiß auch, dass das ein besonderes Anliegen der Ministerin und des Staatssekretärs Schäfer ist. Aber jetzt sind Sie dran, und wir gehen in die offene Diskussion mit dem Publikum.

RAINER BODE (Geschäftsführer der LAG Soziokultureller Zentren NW e.V.): Ich möchte auf die Frage, ob wir mehr Räume, mehr Hülle brauchen, zurückkommen. Ich bin eher dagegen. Die besagte Besuchersteigerung um drei Prozent kriegt man ja nicht automatisch, indem man noch mehr Häuser baut. Müssen wir nicht erst daran arbeiten, die Qualität der bestehenden Einrichtungen zu

verbessern, unter denen auch schlechte sind, egal ob große oder kleine Häuser? Das sollte man angehen, und nicht darüber nachdenken, neue Häuser zu bauen. Das heißt aber in der Konsequenz, jetzt vielleicht mal einen Stopp zu machen, egal ob bei Landesgeldern oder Sponsoren. Wir haben das letzte Beispiel in Essen. Gut, wenn jemand kommt und 55 Millionen investiert, da kann keiner Nein sagen. Aber dann kommt bald der Nächste und baut wieder so ein Ding. Vielleicht sollte man auch da umdirigieren und einen Schlusstrich setzen. Ich war zum Beispiel daran beteiligt, die Musikhalle in Münster zu verhindern, um nicht noch mehr Raum zu erzeugen, weil es genügend Konzerthäuser gibt. Wenn die Konzerthäuser alle voll sind, dann baut man ohne Weiteres ein neues. Diese Kontroverse würde ich gern austragen, vielleicht auch mit dem Land.

KÖNIG: Ich fühle mich direkt angesprochen. Ja, wir brauchen mehr öffentliche Räume und weniger privatisierte. Wenn Sie heute am Hauptbahnhof aufs Klo gehen: ein Euro. Der Penner, der auch seine Berechtigung

hat, versäuft lieber den Euro, als da auf das Klo zu gehen. Wir müssen aufpassen, nicht alles zu privatisieren – auch mental. Eine Bibliothek zum Beispiel sollte mindestens zwei Drittel des Tages, also 18 Stunden, geöffnet sein, damit ich mich, wenn ich keinen Job habe, in etwas einarbeiten kann, um möglicherweise einen neuen zu bekommen. In Amerika ist die universitäre Bildung auf einem hohen Niveau, das ist wirklich erstaunlich. Da sind die Bibliotheken an den Universitäten 18 Stunden geöffnet, und es funktioniert reibungslos. Bei uns ist es nicht



„Die jungen Leute von heute sind doch die Zukunft von morgen“

so, und das kommt von der Mentalität. An der Stelle würde man viel Geld sparen, aber Räume braucht man. Oft muss man sie lediglich öffnen, nicht immer nur neue bauen, sondern die vorhandenen nutzen.

PROF. KARL-HEINZ PETZINKA (Architekt, Professor an der Kunstakademie Düsseldorf): Das, was mir heute am meisten fehlt, ist die Frage, wo die Spitzenkulturen herkommen, über die hier gesprochen wird. Bei Stefan Hilterhaus und Frau Ackermann ist das angedeutet worden. Die jungen Leute von heute sind doch die Zukunft von morgen. Warum redet keiner darüber? Wir unterhalten uns hingegen über große Häuser, über deren Bedeutung, nicht über die zahlreichen Residenzprogramme, die im Verborgenen stattfinden, die wir alle mühsam, ich sage mal privat sponsern. Die Studenten gehen zu Stefan Hilterhaus, nehmen an dem Residenzprogramm teil, in dem die 30 oder 40 interessantesten Leute der Welt junge Leute suchen. Sie treffen sich dort, tauschen sich aus und bilden andere Netzwerke. Wo kommt die Energie her, dass diese Leute ohne Geld

solche Programme entwickeln? Nordrhein-Westfalen könnte Residenzprogrammland werden. In Nordrhein-Westfalen könnte ein Fundus von jungen Produzenten quergedachter Kultur entstehen. Das fehlt mir. Die ganz Jungen müssen ohne Zweckdienlichkeit gefördert werden, und nicht die großen Häuser. Die haben wir schon, und ich finde das prima. Das sind die Fragen, die mich viel mehr beschäftigen. Vielleicht müsste man einmal eine Veranstaltung nur mit jungen Leuten machen, damit wir überhaupt hören, was sie zu sagen haben. Was denken die jungen Kulturschaffenden eigentlich über uns, wenn sie von Kunst und Kultur reden? Das wäre ja auch interessant. Das würde ich als Anregung gerne weitergeben.

ACKERMANN: Dazu auch gerne direkt ein Kommentar von mir, Herr Petzinka. Wir hatten ja nur wenig Zeit. Natürlich ist das ein Thema, über das wir auch sehr viel sprechen. Ich möchte dazu ergänzend sagen, dass die Düsseldorfer Kunstakademie nicht nur einen sehr guten Ruf hat, sondern im Moment wirklich toll aufgestellt ist und endlich wieder



„Lasst uns alle Häuser öffnen. Natürlich machen wir weiter Hochkultur. Dazu stehe ich auch. Wir machen Mahler und so weiter. Aber lasst Sie uns öffnen. Denn je mehr Menschen kommen, desto besser ist es auch. Dann bleibt irgendwas haften. Ich bin ein Kulturoptimist.“ *„Was Wettbewerb ist Bewegung. Was Wettbewerb ist Entwicklung.“* „Wir leben in einer Transfergesellschaft, gerade im Ruhrgebiet.“ „Ich glau-



sehr hoch engagierte Künstler hat, die sich auch am Ort engagieren. Hier gibt es zurzeit eine große Diskussion, weil es die Studenten im Moment eher nach Berlin zieht, und das, obwohl man wirklich sagen muss, dass die Ausbildung in Berlin nicht so gut ist wie hier in Düsseldorf. Das ist vielleicht wieder ein Problem der Außendarstellung. Ich denke immer, das muss von innen gefüllt werden, man kann nicht nur einfach ein Label aufkleben. Aber es zeigt doch die Notwendigkeit, dass man deutlich machen muss, dass es auch einen Coolness-Faktor hat, in Düsseldorf zu studieren. Die Studenten, die jungen Künstler sagen, Düsseldorf ersticke sie, es gäbe zu wenig Brachräume und Düsseldorf sei zu perfekt. Das ist eben diese Diskrepanz. Einerseits haben wir unglaublich viele Möglichkeiten, andererseits fehlt im Moment die Attraktivität für die ganz jungen Leute, hierherzukommen.

HOFFMANS: Dann können ja alle nach Dortmund kommen, Herr Stampa.

STAMPA: Ich wollte auch noch etwas zu dem

Kommentar von Herrn Petzinka sagen. Ich finde das, was Sie sagen, richtig. Der zeitliche Rahmen war zu knapp, um diese essentielle Frage zu diskutieren, die auch uns alle umtreibt. Sie haben den Begriff „Orte der Hochkultur“ erwähnt, der nach Ihnen sozusagen über all dem zu schweben scheint, was meiner Meinung nach so nicht stimmt. Ich will Ihnen ein Beispiel aus Dortmund nennen, damit zeigt sich auch die Notwendigkeit des heutigen Diskurses. Wir haben in Dortmund neben dem Konzerthaus das Orchesterzentrum NRW, in dem die Absolventen der vier Musikhochschulen Detmold, Düsseldorf, Köln und Essen als Orchesterspieler ausgebildet werden sollen. Wir haben gemeinsam mit dem Land Nordrhein-Westfalen und der Kunststiftung ein Programm aufgelegt, das jungen Absolventen des Studiengangs die Möglichkeit geben soll, bei dem NRW-Residenzprojekt zu spielen, das wir mit Köln und Essen zusammen auf den Weg gebracht haben. Wie schwer es strukturell ist, diese Akademie ans Laufen zu bringen, mit welcher großen Schwierigkeiten wir trotz aller Bemühung des Landes und der Kunststiftung konfron-

tiert sind, zeigt sich daran, dass das Konzerthaus Dortmund kommunal ist. Die MCO (Mahler Chamber Orchestra) Residenz NRW wird über die Kunststiftung und das Land mitfinanziert, die Orchesterakademie aber ist über das Ministerium für Bildung finanziert. Versuchen Sie mal, das zusammenzubringen, und Sie wissen, was ein Antragsdschungel ist. Das muss dann mit Leben gefüllt werden. Insofern entspricht unser Ansatz der Idee, das Querschnittsdenken zu trainieren und bei der Ausbildung nicht nur in Ressorts zu denken. Kultur ist hier Hochkultur, ist Museum und Konzerthaus, altstadtherbst kulturfestival und so weiter. Bildung ist Bildung. Und das wird aus anderen Töpfen finanziert. Dann gibt es noch den zusätzlichen Finanzierungstopf aus der Kunststiftung. Der fördert das ganz Große. Es wird für uns auch zunehmend schwerer, da die Anforderungen komplexer werden. Es muss uns gelingen, uns selbst zu erden und nicht nur die Akademien und Studenten. In Dortmund gibt es die Chorakademie, ein Zusammenschluss von 2000 jungen Sängern aus allen sozialen Schichten. Auch die müssen wir ans Konzerthaus binden, dass

„Nordrhein-Westfalen könnte Residenzprogrammland werden“

sie bei „Tristan und Isolde“ oder anderen großen Inszenierungen mitmachen dürfen. Wenn es uns nicht gelingt, diesen Link herzustellen, dann haben wir ein Problem. Insofern finde ich diese Anregung sehr wichtig.

HANS-GEORG LOHE (Kulturdezernent der Stadt Düsseldorf): Ich fühlte mich von Frau Ackermann doch ein bisschen herausgefordert und möchte hier noch eine Stellungnahme zu der Kunstakademie geben. Wir haben gerade vor zwei Tagen im Stadtrat einen Antrag beschlossen, dass wir uns genau dafür einsetzen wollen, den jungen Studierenden oder Absolventen der Kunstakademie in Düsseldorf noch weitere Ausbildungsmöglichkeiten zu bieten, eine dritte Studienphase sozusagen. Wir wollen Planungen anstellen, um ein altes Straßenbahndepot, das in diesem Sommer aufgegeben wurde, künftig umzunutzen. Wir streben diesbezüglich im Moment an, dort Ateliers zu errichten, die dann jeweils für zwei Jahre von den Absolventen genutzt werden könnten. So versuchen wir auch, die Industriegeschichte aufzuzeigen. Das war

der Kompromiss, der sich am Donnerstag im Stadtrat abzeichnete. Dabei setzen wir auch auf die Unterstützung des Landes und der Akademie selbst. Wir arbeiten also vielleicht alle gemeinsam an dem Thema. Ich glaube, für Nordrhein-Westfalen ist es genauso wichtig wie für Düsseldorf, dass wir an unserem Profil arbeiten. Denn wir wollen nicht immer nur mit Kirmes, Karneval und Altstadt verbunden werden. Abschließend noch ein Wort zu Frau Oxenfort: Wir kämpfen gerade dafür, dass wir in der freien Szene im nächsten Jahr möglichst wenig Kürzungen hinnehmen werden müssen.

SCHEYTT: Das waren hoffnungsfrohe Äußerungen. Gibt es noch weitere Anmerkungen oder Fragen?

BERND FESEL (Stellvertretender Direktor von european centre for creative economy Dortmund): Ich möchte zwei Themen, die hier sichtbar wurden, noch einmal in den Kontext der gesellschaftlichen Entwicklung von Demografie und Migration setzen: zum einen die Öffnung gegenüber der Jugend und zum an-

be, das wäre in der Außendarstellung wichtig. Was wollen wir und wie wollen wir Menschen erreichen? Wie wollen wir Menschen nach Nordrhein-Westfalen holen? Dass wir hier eine hohe Qualität haben, das wissen wir. Dass wir die Ressourcen, die wir hier vor Ort haben, auch nutzen und weiter stärken müssen, das wissen wir auch. Ich hoffe, dass

„Ich glaube, das Entscheidende ist nicht, eine Minderheitenquote einzuführen“

deren die Öffnung gegenüber der Bevölkerung – die in der Diskussion erwähnten drei bis sechs Prozent. Herr König hat angesprochen, wie es in den 60er- und 70er-Jahren war. Außerdem wurde von der Energie hier im Rheinland und der Hybris gesprochen. Ich glaube, dass das immer dann entstanden ist, wenn die Kulturszene einen Beitrag zur gesellschaftlichen Entwicklung geleistet hat. Deswegen muss sich die Kulturszene, so wie wir hier alle sitzen, diesen beiden Problematiken stellen: der Migration und Demografie. Wir müssten auch ein Podium haben, in dem 80 Prozent Migranten sitzen. Was ist deren Kultur, und wie sollte sie wahrgenommen werden? Herr Stampa hat die Öffnung der Häuser angesprochen. Ich glaube, das ist nicht nur ein Beispiel, sondern ein strategisches Thema. Man muss die Thematik der Migration und auch der Demografie als Strategie in diese Diskussion einbringen.

SCHEYTT: Wir haben noch Zeit für einen kurzen Kommentar.

KOMMENTAR AUS DEM PUBLIKUM: Kunst

ist keine Dienstleistung. Das ist mir extrem wichtig. Ich finde es sehr problematisch, dass man noch ein weiteres Projekt macht, um mehr Menschen anzusprechen. Das habe ich auch gerade im Gespräch mit Marketingleuten aus dem Theaterbereich erfahren. Kunst sollte integraler Bestandteil der Gesellschaft sein. Wenn die Kunst wirklich in den gesellschaftlichen Fragestellungen verankert ist, ziehen die Künstler selber Menschen an.

KÖNIG: Denn sobald die Kunst ein Alibi ist, riecht man das sofort. Selbst von einem sozialen Programm, das mehr Räume für junge Künstler, die von der Akademie abgehen, bereitstellt, geht gähnende Langeweile aus. Die, die selber etwas auf die Beine stellen, die finden den eigenen Weg, nicht nur den affirmativen Kunstbetrieb zu bestätigen, sondern sich davon abzusetzen. So wie jeder auch irgendwann sagt: „Ich haue jetzt ab. Die Eltern, der Vater können mich mal.“ Wir haben von Kutlug Ataman eine Ausstellung gehabt: Küba/Paradise. Küba ist ein Wohnort in Istanbul, der den Hautgout hat von Asozialen, quasi von Kriminellen, von Häre-

tikern und so weiter. Dazu gab es die Gegenarbeit „Paradise“, die eine kalifornische Gruppe von Leuten zeigte, die im Filmbetrieb arbeiten. Jeder von ihnen hat seine eigenen Projektionen vermittelt. Die einen waren reich, und die anderen waren arm, aber beide Gruppen waren kaputt. Die Konstellation war so, dass wir plötzlich irrsinnig viele Jugendliche mit Kopftüchern als Besucher hatten. Wir waren damit in der türkischsprachigen Zeitung Hürriyet, und die Ausstellung war innerhalb der türkischen Kulturszene ein heißes Thema. Sie war aber nur deswegen ein heißes Thema, weil wir sie nicht als solches verkauft haben. Die sind doch nicht doof und sagen: „Jetzt machen die was für uns Minoritäten.“ Die hierfür erforderliche List und Tücke, mit der wir zu arbeiten haben, die lernen wir als Strategie von den Künstlern selber. Aber wir sind dennoch keine Künstler, wenn wir vermittelnd tätig sind. Das muss handwerklich auseinandergehalten werden. Es ist keine Dienstleistung.

SCHEYTT: Jetzt hören wir noch einmal Herrn Fesel und dann Herrn Stampa.

FESEL: Ich fürchte, ich habe mich missverständlich ausgedrückt. Ich habe nicht von einer Dienstleistung gesprochen. Da stimme ich Ihnen völlig zu. Das, was Sie beschreiben, ist genau das, was ich meine, nämlich dass die Künstler einen Beitrag zur gesellschaftlichen Debatte leisten. Ich habe auch nicht gesagt, dass Künstler beauftragt werden, einen Beitrag zu leisten, sondern dass Künstler einen Beitrag leisten. Das sieht man deutlich am Beispiel von Becher und Beuys, aber auch bei vielen anderen.

KÖNIG: Das ist richtig, aber das hat lange gedauert. Heute ist die Zeitspanne immer kürzer.

SCHEYTT: Nun zu Herrn Stampa, und dann haben wir noch eine Wortmeldung im Publikum.

STAMPA: Vielleicht wäre dann der nächste Schritt: Wenn ein Künstler produziert hat – wenn ich diesen Begriff verwenden darf, dann muss der Programmierer das Programm machen. Damit kommen wir wieder

zu der Problematik: Mache ich ein Programm, um Zielgruppen erreichen und Subventionen abgreifen zu können, um auch möglichst politisch korrekt zu sein? So kommt man dann in diese Schleife. Das muss man klipp und klar sagen.

Ich komme noch einmal auf Dortmund zurück: Wer Dortmund kennt, wer das Brückstraßenviertel kennt, der weiß, dass das Konzerthaus am völlig falschen Ort steht. Das Konzerthaus Dortmund darf da eigentlich gar nicht stehen, aber es steht nun mal da. Und wir müssen als Intendanten, als künstlerisch Verantwortliche auf den Ort

die Politik das auch weitehin ernst nimmt und sich nicht zurückzieht. „Ich finde es sehr wichtig, Kunst und Kultur als Emotion zu vermitteln. Das erreicht die Menschen im Herzen. Wir müssen stark an der Sensibilität für die Kultur bei jedem Menschen arbeiten.“ ... bei allen Politikern, Schülern und Lehrern (...) wir müssen auch anfangen, mit den Schulen zu arbeiten.“ „... besonders gerne die Politiker aus dem Wirtschafts- und Finanzbereich

„Aus dieser Arbeit heraus entsteht erst ein Profil“

eingehen, an dem wir arbeiten. Damit kommen wir zu einem Profil: Haben wir ein Profil, haben wir Glaubwürdigkeit. Haben wir Glaubwürdigkeit, haben wir Publikum. Nur so geht es. Es hilft uns nicht, wenn wir uns gegenseitig kopieren. Das berührt auch wiederum die Frage der neuen Konzertsäle. Wenn alle auf ihren Ort reagieren, ihr eigenes Museum gestalten, so wie sie es auch wollen, wenn der Intendant oder Museumsleiter so clever ist zu fragen: „Was will ich hier in Köln am Dom?“, wenn wir aus dem Genius Loci heraus saugen und schöpfen, dann haben wir auch kein Problem. Dann können wir die Menschen in unsere Häuser holen. Ich sage Ihnen eines: 90 Prozent der Menschen, die am Konzerthaus Dortmund vorbeigehen, wissen heute noch nicht, was es ist. An dieser Problematik werden wir noch weitere 50 Jahre arbeiten müssen.

SCHEYTT: Jetzt eine letzte Frage. Dann fasse ich die Dialogrunden kurz zusammen und übergebe anschließend das Wort an Frau Ministerin Schäfer.

MICHAEL SERRER (Leiter des Literaturbüro NRW e.V. Düsseldorf): Anknüpfend an das, was Sie gerade gesagt haben: Wenn es so wäre, dass alle Menschen schon integriert sind, wenn sie sich künstlerisch betätigen, dann ist doch die Frage: Warum gibt es hier in dieser Runde unter 120 bis 150 Anwesenden vielleicht zwei oder drei Personen mit Migrationshintergrund? Wo sind sie denn? Es ist nicht das Problem, dass sie ihre künstlerischen Aktivitäten nirgendwo entfalten können, sondern dass wir sie nicht wahrnehmen, dass wir das, was Christiane Oxenfort gerade gesagt hat, nicht achten oder anerkennen.

KÖNIG: Das stimmt doch so gar nicht!

SERRER: Schauen Sie sich doch um. Wo ist denn hier ein einziger Mensch mit Migrationshintergrund?

KÖNIG: Die Würde des Menschen ist unantastbar, das ist die Basis. Ich gehe doch davon aus, dass die ästhetische Erfahrung keine Diskriminierung ist.



SERRER: Es geht nicht um Korrektheit, sondern genau darum, was der Kollege gesagt hat: um die Anerkennung, dass auch Menschen mit Migrationshintergrund hier durchaus etwas zu sagen hätten. Es ist die Einladungspolitik, über die wir nachdenken müssen. Wir müssen uns auch selber in unserer eigenen Diskussion immer wieder fragen, woran es liegt, dass wir für diese Zielgruppe vielleicht nicht spannend genug sind.

Außerdem müssen wir, wenn wir uns über Kultur in Nordrhein-Westfalen unterhalten, auch über die freie Szene sprechen, Beispiel altstadtherbst kulturfestival Düsseldorf. Wenn wir am 200. Tag des Jahres 2011 noch keine Bewilligungsbescheide für Projektanträge in der freien Szene haben, dann können wir alles vergessen.

SCHEYTT: Ein Zwischenruf noch, und dann schließen wir die Diskussion ab.

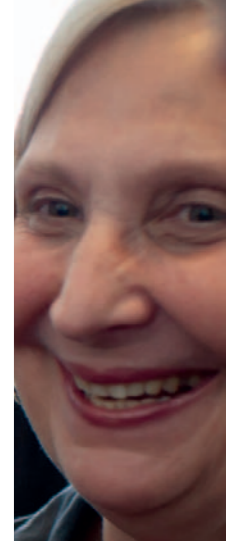
DAVID BOVENTER (Vorsitzender des Kulturforums der SPD im Rhein-Erft-Kreis): Bezüglich dessen, was Herr Serrer gesagt hat:

Wenn wir genau nachforschen würden, nicht unbedingt bis in die dritte Generation, aber bis in die zweite Generation, dann würden Sie hier eine Menge Personen finden, die Migrationshintergrund haben. Ich glaube, das Entscheidende ist jetzt nicht, eine Minderheitenquote einzuführen. Was wir brauchen sind Leute, die wirklich Teil der Gesellschaft sein wollen. Diese Menschen kommen dann ganz natürlich in die Kultur hinein.

SCHEYTT: Herzlichen Dank. Wir haben heute über den Genius Loci geredet, über die Orte, die es gibt, ob es jetzt die Altstadt für ein Festival ist, ob es die Museen sind, die Konzerthäuser, PACT Zollverein, das Aalto-Theater oder die Opernhäuser. Es sind übrigens doch mehr als sieben Opernhäuser, die wir in Nordrhein-Westfalen haben, es sind mindestens zehn. Wir haben über diese Orte und über deren Einfluss auf die Kulturproduktion geredet. Wir haben festgestellt, dass Kunst keine Dienstleistung ist. Diese Orte haben nicht den Auftrag, als Dienstleister Markenzeichen für NRW zu sein. Die Frage, die wir immer wieder gestellt haben, wurde damit beantwortet,

dass wir uns selbst reflektieren sollten. Wir machen unsere Arbeit für ein Publikum. Wir machen unsere Arbeit für eine Kommune. Wir machen unsere Arbeit vor Ort. Aus dieser Arbeit heraus, die sehr kräftig und qualitativ ist, entsteht erst ein Profil. Das Profil muss nicht ein glänzendes, glanzvolles Etwas sein, zu dem wir strahlend sagen: „Wir sind schöner als die anderen.“

Das war für mich ein sehr interessantes Ergebnis dieser Debatte. Es hat sich herauskristallisiert, dass die Hybris, die Anstrengung, die Überforderung oder Anforderung, die gestellt wird, ein Kennzeichen von allen Anwesenden ist. Deswegen möchte ich erst einmal einen herzlichen Dank an die Diskutanten richten. In der Schlussrunde wurde über die Freiheit der Kunst, die Wahrnehmung, den Dialog, die Anerkennung, Beachtung und Vermittlung von Kunst, aber auch über ressortübergreifendes Denken und das Heranführen der Politiker zur Kunstliebe gesprochen. Dies bietet eine optimale Überleitung zum Schlusswort von Ministerin Schäfer.



„stärker für die Künste begeistern würde.“ „Aufgabe des Staates in diesem Fall darin, die Unabhängigkeit der Kultur im Lande zu bewahren: Wir, ... müssen weiterhin so denken, dass wir keine Blockbuster machen müssen, um Menschen und Geld einzukaufen, dass wir den Kanon weiterhin kritisch befragen dürfen und nicht nur nach



Schlusswort

Politiker zur Liebe zu Kunst und Kultur zu führen, das ist in der Tat eine spannende Aufgabe. Bei allen Politikerinnen und Politikern, die heute hier sitzen, darf ich feststellen, dass das gar nicht mehr notwendig ist. Denn sie sind auf dem richtigen Weg. Vorhin sagte aber jemand in der Runde, dass es ganz wichtig sei, Dinge zu fördern, die keine Zweckdienlichkeit haben. Das ist auch die Aufgabe von Kunst und Kultur. Das im politischen Alltagsleben umzusetzen, ist eine unglaubliche Herausforderung, der wir Kulturpolitiker uns immer wieder und nach wie vor stellen. Ich möchte an dieser Stelle auch meinen Dank an alle richten, die mitdiskutiert haben, und auch an die beiden Moderatoren. Das war eine große Herausforderung, da wir über so viele Sparten der Kunst diskutiert haben, um unterschiedliche Dinge zu beleuchten. Was

wir daraus mitnehmen sollen, ist eine Frage, die Herr Hilterhaus gestellt hat: „Welche Räume schaffen wir für tatsächlich aktuelle Entwicklungen, und wo treffen diese aufeinander?“ Dieses Bild fand ich sehr treffend. Sie als Kunst- und Kulturvertreter sind sozusagen die oberste Spitze des Eisberges, die man sieht. Die anderen sieben Achtel aber, die auch im Land aktiv sind und unglaublich viel machen, die sieht man in dieser Form nicht. Die tatsächliche Kunst wird es sein, Dinge im kunst- und kulturpolitischen Bereich zu verbinden. Ich gestehe gerne zu, dass das in einem Land, das so groß ist wie Nordrhein-Westfalen, eine enorme Herausforderung ist, die mit Sicherheit nicht leicht zu bewältigen sein wird.

Frau Hoffmans hatte mich direkt zu Anfang der Übernahme meines Amtes interviewt und gefragt: „Wo sehen Sie die Spitzenkunst in Nordrhein-Westfalen verortet?“ Ich fühle mich heute in dem bestätigt, was ich damals geantwortet habe, dass wir aus so vielen unterschiedlichen Facetten tatsächlich Exzellenzen ausbilden, wir aber auch als Nordrhein-Westfalen selbstbewusst damit umgehen müssen und den Vergleich mit München, mit Berlin und einigen staatsgetragenen Häusern weder scheuen noch suchen müssen. Wir sind aus unserer Historie so gewachsen und sind es unserer Vergangenheit schuldig, uns einfach anders aufzustellen. Ich bin Herrn König dankbar, dass er uns in der Debatte bezüglich der Vielfältigkeit immer wieder geerdet hat und andere Betrachtungsweisen mit in die Diskussion gebracht hat.

„Die tatsächliche Kunst wird es sein, Dinge im kunst- und kulturpolitischen Bereich zu verbinden“

Ich glaube, wir nehmen einige Aufgaben mit – speziell auch für die Entwicklung der anderen Foren. Wir werden noch einmal überlegen, wie man das ausrichtet. Ich bin im Vorfeld gefragt worden, ob denn das Rheinland und Westfalen auch ausgewogen repräsentiert seien. Schauen Sie in die Runde, dann wissen Sie, was man als Politikerin alles beachten muss, um wirklich niemandem zu nahe zu treten. Aber ich will ganz selbstbewusst sagen, dass es mir wirklich um die Sache geht. Darum, wie wir ein Stück weiterkommen. Ich hoffe, dass ein solcher Dialog so etwas wie eine Initialzündung ist. Wir werden heute noch keine Lösungen präsentieren können, haben aber zahlreiche Gedankenanstöße bekommen, die wir jetzt weiterverfolgen und umsetzen können.

Einmal habe ich gesagt, dass ich nicht alle Anregungen werde eins zu eins umsetzen können, insbesondere bezüglich der Förderung unterschiedlicher Museen oder Orte. Da geht es um Dimensionen, bei denen das Land nichts sofort zu sagen kann. Wenn Sie heute Spaß und Interesse an dieser Debatte gefunden haben, freuen wir uns auf ein Wiedersehen am 8. Oktober 2011 zum nächsten Thema.

Ich möchte mich abschließend noch einmal herzlich bei allen bedanken. Wir haben gleich noch Zeit und Gelegenheit, die eine oder andere strittige Frage zu vertiefen. Herzlichen Dank.



einem vermeintlichen Massengeschmack, der immer konstruiert ist.“ *„Wenn ich aber das Gefühl habe, es ist ein Dialog bei einer Anwesenheit da, dann fängt Achtung an. Und wenn sich auch bei uns in Dortmund das Land mit Präsenz zeigt, dann ist das ein guter Anfang für mich. Denn das vereinfacht den Dialog und das gegenseitige Verständnis.“* **„Aber das wäre eine wunderbare Aufgabe für die Kulturdezentenen, einmal miteinander zu spre-**

Dialog nach dem Dialog





IMPRESSUM

Herausgeber

Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen
Haroldstraße 4, 40213 Düsseldorf
Telefon: +49 211 837-02
info@mfkjs.nrw.de
www.mfkjs.nrw.de

© 2011/MFKJKS 2031

1. Auflage

Düsseldorf, Dezember 2011

Die Druckfassung kann bestellt werden:

– im Internet: www.mfkjs.nrw.de/publikationen

– telefonisch: Nordrhein-Westfalen direkt 01803 100110*

*9 Cent/Minute aus dem dt. Festnetz – Mobilfunk max. 42 Cent/Minute

Bitte die Veröffentlichungsnummer 2031 angeben.

Gesamtverantwortung

KULTUREXPERTEN Dr. Scheytt GmbH (V.i.S.d.P.)

Konzeption & Produktion

steinkuehler-com

Fotos

Ralph Sondermann

Druck

Druckstudio GmbH

Dezember 2011

HINWEIS

Diese Druckschrift wird im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit der Landesregierung Nordrhein-Westfalen herausgegeben. Sie darf weder von Parteien noch von Wahlbewerberinnen bzw. Wahlbewerbern oder Wahlhelferinnen bzw. Wahlhelfern während eines Wahlkampfes zum Zwecke der Wahlwerbung verwendet werden. Dies gilt für Landtags-, Bundestags- und Kommunalwahlen sowie auch für die Wahl der Mitglieder des Europäischen Parlaments.

Missbräuchlich ist insbesondere die Verteilung auf Wahlveranstaltungen, an Informationsständen der Parteien sowie das Einlegen, Aufdrucken oder Aufkleben parteipolitischer Informationen oder Werbemittel. Untersagt ist gleichfalls die Weitergabe an Dritte zum Zwecke der Wahlwerbung.

Eine Verwendung dieser Druckschrift durch Parteien oder sie unterstützende Organisationen ausschließlich zur Unterrichtung ihrer eigenen Mitglieder bleibt hiervon unberührt. Unabhängig davon, wann, auf welchem Weg und in welcher Anzahl diese Schrift dem Empfänger zugegangen ist, darf sie auch ohne zeitlichen Bezug zu einer bevorstehenden Wahl nicht in einer Weise verwendet werden, die als Parteinahme der Landesregierung zu Gunsten einzelner politischer Gruppen verstanden werden könnte.

Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen

Haroldstraße 4, 40213 Düsseldorf
Telefon: +49 211 837-02
info@mfkjks.nrw.de
www.mfkjks.nrw.de

